Meyer
(Reinmar)

Untersuchungen

über

das Leben

Reinmars von Zweter

und

Bruder Wernhers

von

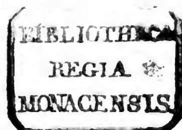
Karl Meyer.

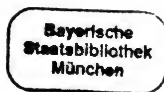


Basel,

H. Georg's Verlags-Buchhandlung.

1866.





WILHELM WACKERNAGEL

gewidmet.

Die vielfachen und theilweise sehr scharfsinnigen Versuche, welche in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden, aus den noch erhaltenen Liedern und Sprüchen Walthers von der Vogelweide eine Lebensbeschreibung des Dichters zu gewinnen und namentlich dessen Stellung zu den Ereignissen seiner Zeit zu erläutern, mögen leicht den Wunsch erregen, auch andern ähnlichen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts eine solche Behandlung zukommen zu lassen. Vornehmlich zwei Dichter sind es, welche hiezu besonders geeignet und dessen auch am meisten bedürftig sind, Reinmar von Zweter und Bruder Wernher. Es soll daher versucht werden, aus den noch vorhandenen Sprüchen beider Dichter ein Lebensbild derselben herzustellen, so weit ein solches bei dem gänzlichen Mangel an gleichzeitigen oder spätern Nachrichten möglich ist. Da Reinmar und Wernher, wenn auch keine so glänzenden Erscheinungen als der an Formen und Gedanken überreiche Walther, doch an Stand, Bildung, Vaterlandsliebe und Adel der Gesinnung ihm weitaus am nächsten kommen, so mag ein derartiges Unternehmen nicht ungerechtfertigt erscheinen. Es wird nun hauptsächlich von Wichtigkeit sein, diejenigen Sprüche Reinmars und Wernhers in ein Ganzes zu bringen, welche wegen wirklicher Bezüge auf mehr oder minder bekannte Zeitereignisse vorzugsweise politische dürfen genannt werden. Minder leicht wird es hingegen sein, die übrigen Sprüche zu bestimmen, welche nicht sowohl das staatliche als das sittliche Leben Deutschlands berühren, deren Interesse weniger ein politisches als ein kulturgeschichtliches ist; noch schwieriger, ja beinahe unmöglich

ist es, auch die Sprüche rein lehrhaften oder religiösen Inhalts unter bestimmte Gesichtspunkte zu bringen. Gleichwohl muss bei der zweiten Gattung wenigstens, bei den kulturgeschichtlich wichtigen, der Versuch gemacht werden auf die Gefahr hin, dass die Gründe und Beweise weniger überzeugend können dargelegt werden, als bei den Sprüchen der ersten und wichtigsten Gattung. Nicht ganz ohne Bedeutung ist auch der Umstand, dass im Allgemeinen Reinmar von Zweter wenigstens in seinen Beziehungen nicht so deutlich erscheint, wie sein Vorgänger Walther von der Vogelweide oder wie Bruder Wernher, sein Zeitgenosse; man wird in seinen Sprüchen mehr blosse Andeutungen und Anspielungen als klar ausgesprochene Verhältnisse finden, eine Eigenschaft, welche von dichterischem Standpunkt betrachtet löblich kann genannt werden, welche jedoch die Arbeit des Biographen nicht eben erleichtert.

Den Geschichtschreibern der deutschen Kaiserzeit, besonders denjenigen, welche ihre Thätigkeit dem dreizehnten Jahrhundert widmen, wird es ohne Zweifel willkommen sein, das bei den lyrischen Dichtern jener Zeit sich vorfindende geschichtliche Material benutzen zu können; sieht man von dem allerdings oft ziemlich stark ausgeprägten Parteistandpunkte der Dichter ab, so sind dieselben für die Geschichte ihrer Zeit ohne Zweifel eine zuverlässigere Quelle als etwan Aristophanes für die des peloponnesischen Krieges.

Das Leben Reinmars von Zweter.

Die in der Pariserhandschrift aufgezeichneten Sprüche hat Bodmer abgedruckt (Sammlung von Minnesingern aus d. schwæb. Zeitpunkt Thl. II, S. 122 b — 155 b); sodann VonderHagen (Minnesinger Bd. II, S. 175 a — 221 b) hat die Sprüche der beiden Haupthandschriften, der Pariser und der Heidelberger 351; zu vergleichen ist damit noch Bd. IV, S. 487 a — 512 b.

I. Die Zeit vor dem Jahre 1227.

1. Heimat. Stand. Jugend. Aeussere Lebensumrisse.

Reinmar von Zweter ist nach seiner eigenen Aussage am Rhein geboren; es ist das bezeugt durch die Anfangszeilen von Spr. 152:

Von Rîne sô bin ich geborn,
in Oesterrîche erwahsen,
Bêheim hân ich mir erkorn u. s. w.

Allein in welcher Gegend am Rheinstrom sein Geburtsort zu suchen sei, konnte bis jetzt nicht ermittelt werden, da Reinmar selbst keine nähere Auskunft gibt; dass sie nicht zu nördlich, also nicht am Niederrhein zu suchen ist, wird durch des Dichters Sprache hinlänglich bezeugt. Freilich wenn Reinmar von

Zweter ein Sohn Reinmars des Alten wäre — was in der That auch schon behauptet wurde, — dann wäre die Stadt Hagenau im Elsass erstlich für den ältern Reinmar unzweifelhaft gewonnen und in zweiter Linie auch als Geburtsort des jüngern festgestellt. Allein abgesehen davon, dass ohne Zweifel sowohl Goldast als Von der Hagen, welche ein solches Verhältniss annahmen[1]), sich bloss durch die Aehnlichkeit des Namens beider Dichter hiezu bestimmen liessen, wird dasselbe auch dadurch höchst unwahrscheinlich, dass die Lebensumstände Beider nur auf sehr gewaltsame Weise sich so vereinigen lassen, dass der Eine der Vater des Andern könnte gewesen sein. Erstens nämlich muss Reinmar der Alte nach der Art, wie er den Tod Leopolds VI von Oesterreich beklagte († 1194), damals dessen Freigebigkeit schon ziemlich lange genossen, mithin sein Geburtsland schon ziemlich früh verlassen haben; dann müsste das Geburtsjahr des jüngern Reinmar viel weiter in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden, als seine spätesten Gedichte (s. weiter unten) gestatten. Zweitens war Reinmar der Alte im Jahre 1210 bereits todt[2]); dass er aber ziemlich alt wurde, bezeugt er selbst, indem er seine grauen Haare erwähnt[3]); auch dieser zweite Umstand würde nöthigen, Reinmar von Zweter zu tief in's zwölfte Jahrhundert zu weisen. Dazu kommt endlich, dass sich weder in den Dichtungen des jüngern Reinmar noch in einer andern zeitgenössischen Quelle Andeutungen eines solchen Verhältnisses finden. So bleibt zur Unterstützung der ganzen Behauptung nichts andres übrig als die Namensgleichheit der

---

[1]) Goldast. Paraenet p. 454 und Index. V. d. Hagen a. a. O. IV. S. 138 a.

[2]) W. Wackernagel. Gesch. d. deutschen Literatur S. 240.

[3]) Lachmann u. Haupt: des Minnesangs Frühling S. 185, Z. 5.

beiden Dichter; in diesem Falle hätten aber ohne Zweifel sowohl Reinmar der Fiedeler als Reinmar der Junge das nämliche Recht, Reinmar den Alten als Vater zu beanspruchen.

Ausser dem schon erwähnten Spruch 152 findet sich nur noch einer, welcher vielleicht eine Andeutung auf Reinmars Heimat enthält, nämlich Spruch 229. Hier tadelt der Dichter die reichsfeindliche Politik der Erzbischöfe von *Mainz* und Köln und äussert sich in Zeile 3—4 folgendermassen über sie:

die sint dem rîche niht guot wirt
gewesen hie bî Rîne u. s. f.

Ohne Zweifel war Reinmar am Rhein, als er diesen Spruch dichtete; die Abfassungszeit selbst fällt aber in's Jahr 1246 (s. u.). Obschon nun der Zweck seines damaligen Aufenthaltes am Rhein nicht mehr zu ermitteln ist, so ist doch nicht unwahrscheinlich, dass er seine Geburtsstätte oder seine Verwandten daselbst aufgesucht hat. Dann mag seine Heimat etwan zwischen Mainz und Köln zu suchen sein, jedoch, wie schon erwähnt, nicht zu weit stromabwärts. Dass er wenigstens in den Gegenden unterhalb Mainz nicht unbekannt war, geht aus Spruch 215 hervor, wo die Gastfreundschaft des „von Seine", also des im Jahr 1248 gestorbenen Grafen Heinrichs III von Sayn, gepriesen wird. Die Grafen von Sayn waren namentlich im Westerwald begütert[1]), und ihr Stammschloss lag im heutigen Regierungsbezirk Koblenz. Allerdings steht diese Annahme auf ziemlich unsicherer Grundlage, vornehmlich darum, weil die Vermuthung, Reinmar habe im Jahr 1246 seine Heimat aufgesucht, auf keine

---

[1]) Vgl. über sie und besonders über Heinrich III, den Letzten seines Geschlechts, Leo Geschichte d. deutschen Volkes und Reiches, Bd. IV, S. 451.

Weise kann bewiesen werden. Einigermassen kommt indess dieser Annahme Reinmars Beiname „von Zweter“ zu Hilfe. Zwar hat Docen[1]) angenommen, ein Ort dieses Namens habe sich am Rheine nicht befunden, und in Folge dessen suchte Von der Hagen denselben von dem österreichischen Zwetel herzuleiten[2]). Wenn nun auch die Vertauschung der Liquiden r und l an und für sich nichts auffallendes hat, so ist doch z. B. bekannt, dass Nithart den bairischen Namen Reuenthal beibehielt, als er Baiern schon lange verlassen hatte[3]), und so wird wohl auch für Reinmar ein rheinisches Zweter in Anspruch zu nehmen sein. Die zweite Sylbe ter, welche jetzt als blosse Ableitungssylbe erscheint, mag ursprünglich ein selbständiges Wort gewesen sein und zusammengehangen haben mit dem althochdeutschen Adjectiv triwi oder triu, welches ein dem gothischen triu (δρῦς) entsprechendes Substantiv voraussetzt[4]); dann ist Zweter also eine Ortschaft, welche ihren Namen von zwei irgendwie bekannten oder auffallenden Bäumen erhalten hat. Da zwê die mitteldeutsche Form des Zahlwortes ist[5]), so wird Reinmars Heimat auch hiedurch an den Mittelrhein verlegt. Unentschieden mag dann bleiben, ob Leopold Hornburg von Rotenburg, ein Meistersänger des vierzehnten Jahrhunderts, in der Ueberschrift seines zu Reinmars Ehren gedichteten und in der Würzburger Handschrift Bl. 191 befindlichen Leiches ihn „her Reinmar von Zwetel an dem Rein“ nennt, weil er von einem Orte dieses Namens noch Kunde hatte, oder ob er bloss an Spr. 152 dachte. Ohne Zweifel gehörte

---

1) Von der Hagens Mus. II, S. 23.
2) Ms. IV, S. 492 b — 493 a.
3) Ms. IV, S. 437 a.
4) Wackernagel Wörterbuch S. 297 b.
5) Ebendaselbst S. 400 a.

Reinmar dem Herrenstande an; darauf weist die Bezeichnung „her Reinmar von Zweter“, welche bis jetzt von Niemand angefochten wurde.

Eine zweite Frage ist die nach der Zeit, in welcher Reinmar von Zweter mag geboren sein. Das erste zeitlich bestimmbare Gedicht Reinmars fällt, wie später soll gezeigt werden, in's Jahr 1227, und bis zum Jahre 1260 hat er jedesfalls gedichtet; nach Spr. 181 aber scheint er ein ziemlich hohes Alter erreicht zu haben. Demnach mag sein Geburtsjahr etwan in das letzte Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts, vielleicht kurz vor 1200, zu zetzen sein. Ohne Zweifel sind mehrere der noch erhaltenen Sprüche vor 1227 gedichtet, chronologisch jedoch nicht mehr feststellbar; da ferner bald nach 1260 jede Spur von Reinmars Dichten aufhört (vgl. weiter unten), ergiebt sich mithin ein Dichterleben von ungefähr vierzig Jahren, also ein Zeitraum, wie er auch für Walther von der Vogelweide gewöhnlich in Anspruch genommen wird[1]); auch Bruder Wernher hat sogar 46 Jahre gedichtet[2]).

Reinmar von Zweter scheint zein rheinisches Geburtsland frühzeitig verlassen zu haben, wenn er in Oesterreich erwachsen ist. Nach Oesterreich hat er sich, wenn nicht schon als Knabe, doch als herangewachsener Jüngling begeben, ohne Zweifel angezogen durch die am Hofe der babenbergischen Herzoge, zumal Leopolds VII, lebenden Sänger. Doch ist sein Verhältniss sowohl zu Walther von der Vogelweide als zu andern Dichtern jener Zeit und jenes Landes dunkel, und, ob-

---

[1]) M. Rieger. »Das Leben Walthers von der Vogelweide« S. 78, S. 45 f. vermuthet sogar, Walther habe schon vor 1180 und über 1228 hinaus gedichtet.

[2]) Wackernagel Lit. Gesch. S. 245.

schon Walthers Einwirkung auf Reinmars Dichtungen im Ganzen und Grossen nicht kann verkannt werden, herrscht doch völlige Unklarheit darüber, ob zwischen Beiden jemals ein näherer persönlicher Umgang eingetreten ist.

Später verliess Reinmar Oesterreich und begab sich nach Böhmen, und zwar, wie er Spr. 152 selbst sagt, nicht sowohl um des Landes als um des böhmischen Königs willen. Gemeint ist ohne Zweifel König Wenzel I (1230—1253), welcher durch seinen glänzenden Hof und durch seine fürstliche Freigebigkeit mehrfach deutsche Dichter an sich zog, überhaupt sein Land durch die Bande des friedlichen Verkehrs, die Bedürfnisse der Gesittung und selbst des Luxus möglichst fest an Deutschland zu ketten suchte[1]). Es ist jedoch nicht möglich, die Zeit zu bestimmen, in welcher Reinmar von Zweter Böhmen sich auserkor, da er selbst ausser dem schon mehrfach angeführten Spruche darüber nichts verlauten lässt. Wenn indessen Spr. 155 an König Wenzel gerichtet ist — was freilich nicht ganz bestimmt kann erwiesen werden — dann war Reinmar nach Zeile 7 schon manches Jahr als Lehensträger des Königs in Böhmen. Dass er das Lehen, welches er besass, vom Böhmenkönig empfangen hat, scheint mir bei weitem das Wahrscheinlichste; zudem stimmt der vorwurfsvolle Ton des Spruches sehr gut zu dem unmittelbar vorhergehenden Spr. 154, und in letzterm ist von Zeile 6 an die Beziehung auf den König von Böhmen nicht zu verkennen. In das Jahr 1230 nun fällt die Thronbesteigung sowohl König Wenzels als Friedrichs des Streitbaren, Herzogs von Oesterreich. Bei den unaufhörlichen Fehden und Kriegen, unter welchen Oesterreich während Friedrichs ganzer Regierung

[1]) Palacky, Gesch. v. Böhmen, II. 1, S. 95 ff.

zu leiden hatte, und bei den günstigen Aussichten, welche sich am Hofe zu Prag deutschen Dichtern damals eröffneten, ist es sehr wohl möglich, dass Reinmar bald nach 1230 sich nach Böhmen begab, wenn schon keine zwingenden Beweise hiefür können beigebracht werden.

Reinmars dichterische Thätigkeit beginnt indess schon vor dem Jahre 1230, die politische mit dem Jahr 1227, die der Minne gewidmete ohne Zweifel noch früher. Es ist daher jetzt nöthig, einige Jahre zurückzugehen und mit den Sprüchen minniglichen Inhaltes zu beginnen.

2. Reinmar von Zweter als Minnedichter.

Wie die meisten seiner Standesgenossen hat wohl auch Reinmar von Zweter mit der Minne seine dichterische Laufbahn begonnen. Da er wahrscheinlich kurz vor 1200 geboren war, so mögen seine frühesten Sprüche etwan um 1220 gedichtet sein, also zu einer Zeit, da das jugendliche Dichterherz, unbekümmert um den Lauf der äussern Welt, den Gefühlen der Liebe vorzugsweise zugänglich war. Zwar haben seine Minnedichtungen weder den äussern Formenreichthum noch die innere Gluth der Empfindung so vieler Anderer; selbst der Reichthum an Bildern[1]), die so natürliche Zusammenstellung der Liebe mit Frühling, Blumen und Vogelgesang fehlt, und der Dichter fasst den Gegenstand seiner Liebe im Ganzen etwas nüchterner und ruhiger auf als die meisten seiner Zeit- und Standesgenossen; er benutzt die Minne wohl auch zur Polemik gegen Andere, zum Beispiel gerade im ersten der hieher gehörigen Sprüche (23), namentlich von Z. 7 an:

---

[1]) In andern Gedichten ist Reinmar an solchen nicht eben arm zu nennen.

Sumeliche minnent brennen, rouben,
so minnent die die vrechen, die die touben,
etlîche welnt zuo den tumben pflihten,
sumlîche minnent die wîsen gar
etlîche nement der affen war:
jâ er sælic man, der sich dâ kan verrihten!

Die nun folgenden Sprüche sprechen mehr persönliche Gefühle und Empfindungen aus; Spr. 25 enthält sogar einen Vergleich, jedoch einen der ausländischen Sage von Tristan und Isolde und nicht der Natur und der Anschauung des Volkes entnommenen. Uebrigens scheint Reinmar in allen diesen Sprüchen (24—27 b) von einem Verhältnisse zu reden, welches für ihn ohne glückliche Folgen war; die Geliebte, welche früher keineswegs spröde gegen ihn war, wurde im Laufe der Zeit, wie es scheint, kalt und gleichgültig, was besonders aus Spr. 27 b, Zeile 9—10 erhellt. Auch in den folgenden Sprüchen (28—42) bildet die Minne den Hauptgegenstand, doch wird, zumal von Spr. 37 an, der Ton derselben immer trockener und lehrhafter, und es mögen daher manche der letzten Sprüche auch aus späterer Zeit stammen. Ueberhaupt ist wohl nicht jedes Mal an ein wirklich bestehendes Verhältniss des Dichters zu einer Dame oder einem Mädchen zu denken, sondern es gilt ohne Zweifel auch hier das schon in Bezug auf Walther von der Vogelweide Bemerkte, dass der Dichter sehr oft seine Phantasie walten liess, ohne dass ihn gerade eine bestimmte Herzenserfahrung zum Dichten trieb[1]). Von Reinmar kann man, streng genommen, nicht einmal sagen, seine Phantasie habe ihn zum Dichten auf dem Gebiet der Minne getrieben, sondern er folgte,

[1]) R. Menzel, »Das Leben Walthers von der Vogelweide.« S. 86 ff.

wo nicht ein wirkliches Liebesverhältniss anzunehmen ist, einfach dem Zuge der Zeit und dem Vorgang anderer Dichter. Einige der noch erhaltenen Sprüche Reinmars weisen indess ziemlich deutlich auf ein wirkliches Verhältniss hin; es sind die schon oben angeführten Spr. 24—27 b, ferner wohl auch Spr. 28, 29 und 30, obschon sich ein gewisser Abstand zwischen diesen und den vorhergehenden nicht verkennen lässt. — In eben diese Jahre gehören wahrscheinlich auch einige der zur Verherrlichung der Jungfrau Maria gedichteten Sprüche, in welchen sich der Dichter in minniglichen Schilderungen derselben gefällt; so etwan Spr. 14—22.

Vielleicht sind indess die hier erwähnten Sprüche nicht das Einzige, was Reinmar auf dem Gebiete der Minnedichtung geleistet hat. Einmal nämlich giebt sein Leich (Ms. II. S. 174 ff.) sowie das aus zwei Strophen bestehende Gedicht Ms. II. S. 221 b der Vermuthung Raum, dass Reinmar vielleicht noch Mehreres in einer andern Form als der seiner gewöhnlichen zwölfzeiligen Strophen gedichtet hat, was nicht mehr erhalten ist. Dazu kommen noch zwei Aeusserungen des Marners, welche zur Bestätigung dieser Annahme nicht wenig beitragen. Einmal nämlich erwähnt der Marner (Ms. II. S. 246 a) unter denjenigen, welche von der Heide und den Blumen, von Minnedienst und von Vogelsang gesungen hätten, „zwêne Regimar“. Dass der Eine derselben Reinmar der Alte ist, kann nicht bezweifelt werden; neben diesem gab es freilich noch mehrere Dichter dieses Namens; allein wenn zwei Reinmare in dieser Art zusammen genannt werden, so ist immer an den von Hagenau und den von Zweter zu denken.[1] An und für sich nun könnte

[1]) Lachmann, Walther von der Vogelweide. 4. Aufl. S. 196. Anm.

man allerdings diese Stelle auf die noch erhaltenen Sprüche Reinmars von Zweter beziehen und Blumen und Vögel als Bezeichnung der lyrischen Poesie im Allgemeinen fassen. Dem widerspricht aber eine andere Stelle desselben Marners (Ms. II. S. 241 a), ein Schmähgedicht auf unsern Reinmar, in welchem demselben neben andern und harten Vorwürfen der Titel „dœne diep“ beigelegt wird. So wurden bekanntlich in jener Zeit diejenigen Dichter genannt, welche sich die „dœne“ d. h. die Strophenformen Anderer aneigneten. [1]) Dass nun Reinmar von Zweter seine gewöhnliche Strophenform nicht selbst erfunden habe, ist ziemlich unwahrscheinlich; will man daher den Marner nicht einer äussert groben Lüge zeihen, so muss man annehmen, Reinmar habe allerdings sich ab und zu fremder Formen bemächtigt. Hält man aber hiezu die zuerst angezogene Strophe des Marners, so hat man am ehesten an Minnelieder zu denken, welche als Jugendwerke eines noch unbekannten Dichters leicht konnten verloren gehn oder andern, in deren Weise sie abgefasst waren, zugeschrieben werden. Es versteht sich von selbst, dass diess alles nicht als ausgemachte Thatsache, sondern nur als möglich oder wahrscheinlich soll hingestellt werden.

Reinmar von Zweter war verheirathet; es scheint jedoch seine Ehe keine glückliche gewesen zu sein. Zwar Spr. 101—103 an und für sich sind ohne bestimmte Beziehung auf persönliche Verhältnisse; da aber letztere in Spr. 104 unverkennbar sind, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass Reinmar schon in den vorhergehenden Sprüchen seine eigene Lage im Auge hatte. Spr. 104 klagt er denn deutlich genug über das Regiment

[1]) Wackernagel, Lit. Gesch. S. 235—236.

seiner Ehehälfte, welche an seiner Stelle das längere Messer führe; während der Hahn seine zwölf Hennen bemeistere, habe er, Reinmar, an einer einzigen Frau schon mehr als genug zu tragen. Desto anerkennenswerther ist es daher, dass der Dichter sich durch persönliches Missgeschick nicht verleiten lässt, von der Ehe als solcher gering zu denken; er hat seine hierauf bezüglichen Ansichten Spr. 230 mitgetheilt:

Aller orden prîs' ich niht
so sêre als die ê aleine, swaz darümbe mir geschiht;
barvuoȝer, bredigære, kriuzer orden sint dâ engegen blint
Grâ, wîȝ, swarzer münche ist vil,
hornbruoder unt marterêre, als ich iu bescheiden wil,
schottenbruoder unt die mit den swerten sint dâ engegen gar ein wint u. s. f.

Der Ehe stellt also Reinmar die im Zustande der Ehelosigkeit lebenden geistlichen Orden entgegen; vielleicht hätte er noch besser daran gethan, seine eigenen Standes- und Berufsgenossen zurecht zu weisen, welche selbst im Stande der Ehe deren Gesetze nicht befolgten, welche niemals zu Ehren ihrer Frauen, sondern für eine wirkliche oder bloss fingierte Geliebte Minnelieder sangen. Im Uebrigen aber ist es ein grosser sittlicher Fortschritt, dass Reinmar den Gegensatz von Minne und Ehe überwunden hat, dass er jene nicht zu hoch, diese nicht zu gering schätzt, und das in einer Zeit, da besonders die höhern Stände über dergleichen Gegenstände ziemlich lockere Ansichten hegten. Es ist daher auch möglich, dass die oben besprochenen Klagen des Dichters über häusliche Beschwerden bloss vorübergehend waren, und dass mit der Zeit in seiner Ehe bessere Verhältnisse eintraten.

Es ist bis jetzt aus sachlichen Gründen mancher Spruch schon angeführt oder besprochen worden, welcher ohne Zweifel erst nach dem Jahre 1227 verfasst wurde. Allein es schien mir nicht unangemessen, einmal alles auf Spr. 152 bezügliche von vorne herein zu behandeln, und dann bei Besprechung der Sprüche minniglichen Inhalts zur Vergleichung auch diejenigen gleich anzuführen, welche, trotz dem ähnlichen Stoffe, die ganze Art der Behandlung entschieden in spätere Jahre weist. Jetzt aber ist es nöthig, auf das Jahr 1227 zurückzugehn.

II. Reinmars politische Dichtungen.

1. Von der Wahl Gregors IX bis zum Frieden von San Germano.

Mit dem Jahre 1227 trat für das staufische Kaiserthum ein entscheidender Wendepunkt ein. Am achtzehnten März war Pabst Honorius III gestorben, und schon am folgenden Tage wählten die Cardinäle einmüthig den Cardinal Hugolino von Anagni, jetzt Gregor IX.[1]) In ebendemselben Jahre sollte Kaiser Friedrich II den längst verheissenen, aber stäts aufgeschobenen Zug nach dem heiligen Lande antreten. Der neu gewählte Pabst nun war keineswegs gesonnen, sich wie sein allzu nachsichtiger Vorgänger von einem Jahr zum andern hinhalten zu lassen; vielmehr richtete er in einer schon vier Tage nach seiner Wahl erlassenen Encyclica die bestimmte Aufforderung an den Kaiser, seinen Versprechungen baldigst nachzukommen.[2]) Ohne Zweifel kannten Pabst und Kaiser einander, und Jeder

---

[1]) Böhmer reg. Gregor S. 331. Schirrmacher »Kaiser Friedrich«, II. S. 129.

[2]) Böhmer reg. Greg. S. 232. Nr. 1.

wusste wohl, was er vom Andern zu erwarten hatte; so kam es, dass der grosse Kampf zwischen Kaiserthum und Pabstthum bald wieder und heftiger und gehässiger als je ausbrach. Und gerade wie bei dem Schlag, welcher das deutsche Kaiserthum im Jahre 1197 durch den Tod Heinrichs VI traf, Walther von der Vogelweide zum ersten Male die Zeitereignisse zum Gegenstand seiner Dichtungen machte, so erhob sich jetzt abermals, als das Kaiserthum in neue Gefahren kam, ein deutscher Dichter zu dessen Gunsten mit einer Würde und Kraft, welche damals wenigstens hinter der Walthers nicht sehr zurückblieb. Es fällt somit der Anfang von Reinmars politischem Dichten ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher sein grösserer Vorgänger die ruhmvoll zurückgelegte dichterische Laufbahn abschloss.

Der erste der zu besprechenden Sprüche ist Spr. 127:

Die engel sint noch engel kint
unde dâ bî heȝȝic, nîdic, hôchgemiietic sint
wie kunden si nâch Gotes êren einen rehten bâbst
erweln u. s. f. [1])

Der Spruch ist ohne allen Zweifel unter dem unmittelbaren Eindrucke der Wahl Gregors oder doch seiner ersten Regierungshandlungen gedichtet. Eine eigentliche Spannung war zwar zwischen Kaiser und Pabst nicht unmittelbar nach der Wahl eingetreten; indessen wusste man doch ziemlich bald, dass Gregor die Politik Innocenz III wieder aufnehmen würde, wie er ja auch persönlich durch verwandtschaftliche Bande an jenen grossen Kirchenfürsten geknüpft war. Ich setze daher Spr. 127 in den Frühling des Jahres 1227.

---

[1]) Ganz ähnliche Vorwürfe erhob einige Jahrhunderte später Kaiser Ferdinand I.; vgl. Rankes Päbste I, S. 327.

In ebendieselbe Zeit nun mögen auch diejenigen Sprüche fallen, in welchen Reinmar auf die Schäden und Gebrechen der Kirche im Allgemeinen aufmerksam macht, und für welche die Thronbesteigung eines neuen Pabstes ohne Zweifel die angemessenste Zeit war. So wirft er z. B. Spr. 128 den Päbsten vor, sie seien von der Armuth und Einfachheit der ältern christlichen Zeit abgewichen, besonders von Z. 7 an:

Sint aber die bêbeste ûʒgenommen aleine
swie si gewerkent, daʒ si sint doch reine,
so wart nie niht so hôch gehêret.
Golt, silber, liute, bürge, lant,
hânt si daʒ sunder sünden bant,
unt nieman mê, sô sint si wol bekêret.

Aehnliche Vorwürfe hatte auch der Kaiser erhoben in einem zu Ende des Jahres 1227 erlassenen und bei Huillard-Bréholles (III, 48) abgedruckten Schreiben [1]), und es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass der Vorwurf der Habgier damals der Kirche von verschiedenen Seiten gemacht wurde, dass mithin Spr. 128 ungefähr in dieselbe Zeit fällt wie eben jenes Schreiben Friedrichs.

Auch die beiden Sprüche, in welchen nicht sowohl der Pabst persönlich, als der Zustand der Kirche und ihrer Orden angegriffen wird, gehören wohl noch in dieses Jahr, also Spr. 130:

Ir seht der kilchen in den munt,
her bâpst, und nement war, ob alle ir orden
sîn gesunt u. s. w.

---

[1]) Vgl. Schirrmacher a. a. O. II, S. 157—158.

und ebenso Spr. 131:

Hâr unde bart nach klôstersiten
und klôsterlîch gewant nâch klôsterlîchen
siten gesniten,
des vind ich genuog: in vinde ab der niht
vil, diez rehte tragen.

Die Macht und Bedeutung der geistlichen Orden war in den letzten Jahren namentlich durch die neu gestifteten Bettelorden ausserordentlich erhöht worden, und gerade Gregor IX galt für einen energischen Beschützer derselben, zumal der Minoriten. Sprach er doch im folgenden Jahre 1228 den Stifter des Franciscanerordens, Franz von Assisi, heilig. [1]), und war doch überdiess seine Wahl eigentlich eine Art von Reaction im Sinne der neuern Orden gegen die ältern, zumal die Cistercienser, gewesen [2]). Dass übrigens Reinmar in diesen Orden mit vollem Recht gefährliche Gegner des Kaisers sah, bewies die Folgezeit; die Bettelmönche waren die zähesten und unerschrockensten Feinde Friedrichs; sie waren es, die während des Kreuzzuges von 1229 die Nachricht von seiner Excommunication in's heilige Land brachten, und die auch später bei des Kaisers abermaliger Bannung dieselbe in dessen Erblanden bekannt zu machen suchten. Indess an eine so späte Zeit darf hier schon darum nicht gedacht werden, weil Reinmar von Zweter späterhin von Friedrich II sich abwandte; ich setze im Gegentheil die beiden Sprüche sogar vor Friedrichs erste Excommunication, weil dieselbe nirgends vorausgesetzt ist, also jedesfalls noch in den Frühling oder Sommer des Jahres 1227.

1) Böhmer reg. Greg. S. 334.
2) Schirrmacher II, S. 128 f.

Ueberhaupt ist es ganz natürlich, dass der Dichter, da er jetzt einmal gegen den neuen Pabst erbittert ist, seinem Unwillen auf mehrfache Weise und möglichst nachhaltig Luft zu machen sucht. Spr. 130 Z. 7 wird die Kirche aufgefordert, weder mit der Simonie noch mit der Häresie Gemeinschaft zu haben; ähnlich, nur bestimmter, mahnt der gleichzeitige Bruder Wernher den Pabst, der in der Lombardei immer mehr um sich greifenden Ketzerei Schranken zu setzen (Von der Hagens Ms. Bd. II, S. 227, Nr. 2):

Grêgôrje, bâbest, geistlîcher vater, wache unde brich abe dînen slâf,
du wende, daȝ in vremder weide iht irre loufen dîniu schâf;
eȝ wahset junger wolve vil in tugentlîcher wât;
Lamparten glüet in kezzerheit. Warümbe leschestû daȝ niht,
daȝ man sô vil der dîner schâfe in kezzer vuore weiden siht?
Si schenkent dir von golde ein tranc, daȝ dich in sünden lât u. s. f.

Dass dieser Spruch ungefähr in dieselbe Zeit fällt wie die beiden besprochenen Reinmars, schliesse ich aus der Schlusszeile, wo die in Aussicht gestellte Fahrt zu Gottes Grabe auf die Zeit vor Kaiser Friedrichs Kreuzzug weist, also auf die Zeit vor dem Sommer 1228. Der Pabst hatte allerdings schon im Frühling 1227 die Lombarden an ihre Verpflichtungen erinnert [1]; allein seine Mahnungen scheinen nicht viel gefruchtet

[1]) Böhmer reg. Greg. S. 332, Nr. 3. Schirrmacher II, S. 133 f.

zu haben, und zu einem förmlichen Bruche durfte er es auch nicht kommen lassen, weil er an ihnen trotz aller Häresie doch noch eine Art von Gegengewicht gegen den viel gefährlicheren Kaiser hatte.

Der andere Spruch sodann (131) geisselt vornehmlich das Treiben weltlich gesinnter Mönche, der sogenannten Klosterritter. Bei der ungewöhnlich raschen Verbreitung der beiden neu gegründeten Orden konnte sich allerdings manches unwürdige Glied unter dieselben eingeschlichen haben; oft aber waren dieselben damals eben doch das Salz der Erde, was ihnen dann reilich den Neid der Weltgeistlichen oder der vornehm gewordenen Benedictiner und Cistercienser zuziehen mochte. Uebrigens ist es auch möglich, dass Leute vom Herrenstande, selbst wenn sie bloss dem niedern Adel angehörten, diesem mehr bürgerlichen Elemente gegenüber eine Art von Standesdünkel empfanden; und wenn auch Reinmar in dergleichen Dingen persönlich freier dachte als viele Andere (vgl. Spr. 81), so ist noch der ursprünglich mehr ausländische und romanische Charakter der Bettelmönche sowie ihre Stellung gegen den Kaiser in Anschlag zu bringen.

Endlich ziehe ich noch Spr. 137 hieher. Auch dieser bezieht sich, wie schon der Z. 3, 7, 8, 10 erwähnte Name Gregors andeutet, auf die Streitigkeiten zwischen Kaiser und Pabst. Der Ton ist im Ganzen ein gemässigter, der über Friedrich verhängte Bann nirgends angedeutet, vielmehr bloss im Allgemeinen das unfreundliche Verhältniss Beider durch das Sinnbild der beiden Schwerter (s. weiter unten) erwähnt; ich vermuthe daher, der Spruch sei vor der wirklichen Excommu-

nicierung des Kaisers verfasst und weise ihn also in den Sommer des Jahres 1227.

Heftiger wird Reinmars Ton gegen den Pabst, als dieser am 29. September 1227 den Kaiser gemäss dem 1225 zu San Germano geschlossenen Vertrage für einen der Excommunication Verfallenen erklärte [1]). Vielleicht ist es indess besser, anzunehmen, Spr. 129

„Swer bannen wil und bannen sol,
der hüete, daȝ sîn ban iht sî vleischlîches
zornes vol u. s. f."

sei erst im folgenden Jahre bei Gelegenheit der nochmaligen feierlichen Excommunication des Kaisers (Gründonnerstag den 23. März) [2]) gedichtet worden; denn nur so erhalten Z. 7—9 einen passenden Sinn:

Der under stôle vluochet, schiltet, bennet,
und under helme roubet unde brennet,
der wil mit beiden swerten strîten etc....

Bei der zweiten Excommunication nämlich hatte Gregor an die apulischen Bischöfe die Weisung ergehen lassen, alle Ortschaften, an welchen Friedrich II sich aufhalte, mit dem Interdict zu belegen; dazu hatte er noch die Drohung gefügt, er werde bei fortgesetztem Trotze die Unterthanen vom Eide der Treue entbinden und das apulische Reich für verwirkt erklären [3]); damals also war er bereit, falls der Bann allein nicht seine gehörige Wirkung habe, sich auch des weltlichen Schwertes gegen den Staufer zu bedienen. Es ist indess darum nicht noth-

[1]) Böhmer reg. Greg. S. 332—33. Schirrmacher II, 141.
[2]) Böhmer reg. Greg. S. 333. Schirrmacher II, 168.
[3]) Schirrmacher ebend.

wendig, den Spruch erst in den Sommer des Jahres 1228 zu verlegen, als Rainald von Spoleto in die Mark Ancona und in Folge dessen das Heer der Schlüsselsoldaten in das staufische Unteritalien einfiel; dadurch würde der Spruch doch zu weit vom Hauptereigniss, der Excommunication selber, getrennt; vielmehr fällt derselbe in den Frühling, etwan den Mai des betreffenden Jahres.

Es folgen nunmehr Spr. 133 und 134. In ersterm werden die Gegner des Kaisers als des Pabstes reiche Kinder dem armen Sohne, dem Kaiser, entgegengestellt und die Parteilichkeit Gregors für die Erstern gerügt.

Z. 7 f. ê daȝ der arme sun sîn recht beherte,
sô ist der rîche ûf sîner widerverte.

Bei diesen Worten kann man besonders an das Jahr 1229 denken, als der Patriarch von Jerusalem mit seinen Klagen über den Vertrag Friedrichs mit Sultan Alkamel beim Pabst Gehör fand, Gregor selbst klagte, das heilige Land sei an die Ungläubigen verrathen, und Beide dem Friedensschluss ihre Genehmigung versagten. Der Kaiser mochte sich entschuldigen, soviel er wollte, Gregor wollte von seiner Unschuld nichts wissen.[1])

Auch Spr. 134 „Unreht und reht hânt ie gestriten" ist zum grössten Theil bildlich; unter dem Recht ist natürlich der Kaiser zu verstehn, unter dem Unrecht seine Feinde, vorab die Geistlichen. Auffallend ist, dass der Dichter den Kaiser in Zeile 3 als die schwächere Partei schildert. Es lässt sich das am ehesten erklären, wenn man annimmt, der Spruch sei

---

1) Schirrmacher II, S. 199.

wie der vorige zu derjenigen Zeit gedichtet, da Friedrich selbst im Morgenlande, sein apulisches Reich aber theilweise in der Gewalt des päbstlichen Schlüsselheeres war. Nun waren aber die Päbstlichen am 18. Januar 1229 in die Terra di Lavoro eingefallen [1]), und im Juni landete der Kaiser wieder an der Küste Apuliens [2]); demnach könnte Spr. 134 frühestens etwan zu Ende Februars gedichtet sein. Indessen eine noch genauere Zeitbestimmung ergibt sich vielleicht aus Z. 7 f:

Das arme reht, das ist iedoch sô kriege,
ê daȝ eȝ sîniu müeden bein gebiege,
eȝ machet ê vil offenbære,
swaȝ unreht har gerûnet hât etc.

Ich beziehe diese Zeilen auf die Rastlosigkeit, mit welcher Friedrich, kaum aus der Ferne zurückgekehrt, seinen Feinden zu Leibe ging.

Schwieriger zu deuten ist Spr. 132. Von der Hagen bezieht ihn auf den im Jahre 1230 zu San Germano zwischen Kaiser und Pabst geschlossenen Frieden und kommt in Folge dessen zu dem Schlusse, Reinmar sei schon damals zu den Gegnern Friedrichs II übergetreten. [3]) Doch scheint er seiner Sache nicht ganz sicher zu sein; wenigstens schreibt er: „Reinmar hätte sich also damals schon von dem Kaiser zu dessen Gegnern in Deutschland gewendet. Dass er es überhaupt that, ergibt sich etc. . . .“ Dass Reinmar von Zweter in der That nachmals gegen Kaiser Friedrich II dichtete, wird später nachgewiesen werden; dass er es aber schon 1230 gethan habe,

---

[1]) Böhmer reg. Greg. S. 334. Schirrmacher II, S. 212 f.
[2]) Böhmer reg. Frid. S. 142.
[3]) Ms. IV, S. 495 a.

scheint mir geradezu unmöglich. Erstlich hatte er ja noch kurz vorher zu Gunsten des Kaisers Sprüche verfasst, und ein Grund zu so plötzlichem Abfall ist nirgends zu finden. Ferner aber — und das wird wohl das entscheidende sein — gibt es noch eine Anzahl von Sprüchen, welche Reinmar ganz besonders zum Preise Friedrichs II gedichtet hat (138—140, 142). Alle diese Sprüche nun setzen voraus, dass Friedrich schon Kaiser und dass er in Deutschland anwesend war; am deutlichsten spricht dafür Spr. 142, Z. 7:

unȝ im (d. h. dem rîche) gesante got den
keiser wîsen.

Als Kaiser aber war Friedrich II bloss vom Mai 1235 bis zum August 1236 in Deutschland [1]), und in diese Zeit müssen also die erwähnten Sprüche gesetzt werden. Ueberdiess möchte es schwer halten, die Spr. 132, Z. 8 erwähnten drei Männer befriedigend zu erklären, wenn man wirklich an den Frieden von San Germano zu denken hätte. Bei der Eidleistung nämlich am 23. Juli, welche der Kaiser den Abgeordneten Gregors feierlich zusicherte, waren nicht weniger als sechs hervorragende deutsche Fürsten anwesend [2]), während der Pabst durch zwei Gesandte, den Cardinalbischof Johann von Sabina und den Cardinalpriester Thomas von Sta Sabina vertreten war [3]). Ebenso wenig aber darf man an die Zusammenkunft von Friedrich und Gregor zu Anagni (1. Sept.) denken. Zwar waren es dort in der That drei Personen, welche sich mit einander besprachen; allein zwei von diesen waren Friedrich und Gregor selbst, die

[1]) Böhmer reg. Fr. S. 161—169.
[2]) Ebend. S. 144.
[3]) Reg. Gregor S. 336.

dritte der Deutschordensmeister Hermann von Salza [1]); daher passt Spr. 132, Z. 8

„welnt si daʒ wider rûnen mit drîn mannen“

auch auf dieses Ereigniss nicht. Der ganze Spruch ist ohne Zweifel in späterer Zeit gedichtet, und ich werde weiter unten versuchen, ihn auf andere Weise zu deuten.

Spr. 134, Z. 7 f. ist oben (S. 22) auf Friedrichs Rückkehr aus Palästina gedeutet worden; sonst besitzen wir keine Stelle Reinmars, welche eine deutliche Beziehung auf den Kreuzzug von 1229 enthält, während sich in der Jenaer Handschrift ein Gedicht Bruder Wernhers findet (V. d. Hagens Ms. Bd. III. S. 16 b oder II., 26), welches unter Gleichnissform ohne Zweifel die Rückkehr des Kaisers bespricht. Auch auf den Frieden von San Germano bezieht sich kein Spruch Reinmars, da Spr. 132 nicht hieher gehört, und überhaupt haben die mittelalterlichen Dichter mehr ernste und betrübende Begebenheiten beklagt und die Gegner von Kaiser und Reich getadelt, als dass sie freudenreiche Ereignisse zum Gegenstand ihrer Dichtungen wählten. Es lag das eben im Wesen der mittelhochdeutschen Spruchdichtung, dass sie, ähnlich der ältern attischen Komödie für das Schlimme ein offeneres Auge hatte als für das Gute; sie desshalb tadeln zu wollen, wäre höchst unberechtigt.

2. Vom Frieden zu San Germano bis zum Abfall von Kaiser Friedrich II.

Es folgt die Zeit, in welcher der Kaiser theils mit dem Ausbau der Verfassung seines sicilischen Reiches, theils mit

[1]) Richard. Sang. ad ann. 1230 bei Böhmer reg. Frid. S. 146.

andern italiänischen Angelegenheiten beschäftigt war, während diesseits der Alpen sein ältester Sohn, König Heinrich, das Regiment führte. Der junge König war bekanntlich ein Gönner der höfischen Dichter, und an seinem Hofe haben Gottfried von Hohenlohe, Burkhardt von Hohenfels, Gottfried von Neifen u. A. gedichtet und gesungen [1]). Das konnte indess nicht verhindern, dass andere, ernstere Dichter das üppige Hofleben des jungen Staufers mit andern Augen ansahen als der dem König und der Liebe gleichermassen ergebene Gottfried von Neifen; und wenn Letzterer in leichtfertig üppigen Worten sich vernehmen lässt:

„ich muoȥ singen:
des wil twingen
mich ein wîp,
und der künec dar zuo, ir triutelehter lôser lîp“.[2])

so klagt auf der andern Seite Bruder Wernher (V. d. H. Ms. II. S. 230):

Nu ist daȥ rîch' und ouch diu lant vil gar
an junge herren kommen etc....

Auch Ulrich von Singenberg, der Truchsess von St. Gallen, fand keine Freude an diesem tollen Treiben [3]), und sogar etliche Sprüche Walthers von der Vogelweide werden noch auf diese Verhältnisse bezogen [4]). Es ist daher an sich gar nicht unwahrscheinlich, dass Reinmar von Zweter diesem Treiben ganz

---

[1]) Schirrmacher I, S. 182. Leo Vorlesungen III, S. 258.

[2]) Gottfried v. Neifens Lieder, herausg. von Haupt. S. 41, Z. 4 f.

[3]) Ulrich von Singenberg in Wackernagels und Riegers Walther, Spr. 6—10, zu vgl. mit Vorrede S. XVII—XVIII.

[4]) Rieger S. 45—55; anderer Ansicht ist freilich Menzel a. a. O. S. 344.

aus dem Wege gegangen ist, oder dass er, falls er dasselbe eine Zeitlang ebenfalls mit ansah, doch sehr bald sich wieder davon wegwandte. Für letztere Annahme glaube ich in Spr. 172 einen Beweis gefunden zu haben.

Ohne Zweifel hat man hier an König Heinrich und an seine Rathgeber zu denken. Letztere vergleicht der Dichter mit den Jägern, welche den jungen Adlern den Schnabel sperren und das von den Alten ihnen zugetragene Futter für sich nehmen, Z. 9 f.

daȝ gelîch ich zuo den rât liuten,
die dâ junge herren hân
die lâȝents ob den krâwen stân,
unt nement sie die hasen mit den hiuten.

Dass die Habsucht ein Beweggrund der Rathgeber König Heinrichs war, wird allgemein angenommen [1]).

Ungefähr um dieselbe Zeit oder doch wenig später scheinen die zwei zusammengehörigen Sprüche 212 und 213 gedichtet zu sein; den Inhalt derselben bildet die dem ganzen Mittelalter geläufige Theorie der beiden Schwerter, des geistlichen und des weltlichen. Die Sprüche müssen ohne Zweifel in eine Zeit fallen, in welcher Friede zwischen Kaiser und Pabst herrschte, und in welcher ein einträchtiges Vorgehen beider Gewalten in Deutschland wünschbar schien. Nun waren aber Friedrich und Gregor nie so sehr auf gegenseitige Unterstützung angewiesen wie zu der Zeit, da der Erstere des päbstlichen Bannes gegen seinen ungehorsamen Sohn, der Letztere des kaiserlichen Schwertes gegen die aufrührerischen Römer

---

[1]) Schirrmacher I, S. 238. Leo a. a. O. S. 260.

bedurfte. Eine solche Lage der Dinge war nun in der That im Jahre 1232 eingetreten, und dieselbe dauerte, wenn auch nicht ohne Störung, fort bis zur Unterwerfung König Heinrichs. Der Kaiser selbst hatte in einem am 3. December an Gregor erlassenen Schreiben die beiden Schwerter erwähnt [1]; doch passen im Grunde die beiden Sprüche auch ganz wohl auf den Sommer des Jahres 1234, als Friedrich den Pabst in Reate besuchte [2], so dass man zwischen 1232 und 1234 schwanken kann. Später möchte ich dieselben nicht ansetzen, da nichts die schon erfolgte Ankunft des Kaisers in Deutschland andeutet und die Schlusszeile von Spr. 213 nur zu verstehen gibt, dass zur Zeit der Abfassung noch kein geregelter Zustand im Lande eingetreten war. Reinmars Ansicht von den beiden Schwertern ist übrigens die, dass beide neben einander zu stellen seien, so dass jedes auf die Unterstützung des andern angewiesen ist [3]. Daher klingt es schon Spr. 129, Z. 9 als Vorwurf, wenn der Dichter dem Pabst vorwirft, er wolle mit beiden Schwertern streiten.

In Folge der immer drohendern Stellung, welche König Heinrich seinem Vater gegenüber einnahm, war denn endlich der Kaiser nach Deutschland gekommen im Mai des Jahres 1235 [4]. Schon Spr. 140 zeigt die Hoffnungen, welche diejenige Partei auf ihn setzte, welche an dem Treiben des jungen

---

1) Schirrmacher II, S. 282 f. Das Schreiben selbst: Höfler Kaiser Friedrich II., Anh. Nr. XI.

2) Böhmer reg. Fr. S. 155, Nr. 751.

3) Aehnlich äussert sich der gleichzeitige Sachsenspiegel I, 1. (S. 153 ff. bei Homeyer).

4) Böhmer reg. Fr. S. 161.

Königs kein Gefallen hatte; hinwiederum zeigt der Anfang des Spruches an, dass der Kaiser zur Zeit der Abfassung desselben noch nicht Gericht gehalten hatte:

Der keiser wil des rîches brôt
niht unverdienet eȝȝen; nâch gerihte ist im sô nôt,
daȝ dem hungerigen bern nâch honiges spîse nie sô nôt enwart.
Gerihtes wil er sich nu saten,
sîn hôchtragendes swert muoȝ durch die schuldehaften waten:
ir vridebrechen, wiȝȝet, daȝ man iuch von den vride habenden schart.
Swelch tumber sich gegen sîner wîsheit weȝȝet,
der wirt der sinne von sinnen entsezzet.

Und noch deutlicher sprechen die vier Schlusszeilen dafür:

Volvert er, als er's hât begunnen,
sô hüeten sich vor sînen zügen
selpherren, herren, swâ si mügen:
der toren heil hât widerswal gewunnen.

Indessen wird Z. 9 angedeutet, der Kaiser habe sein Gericht über die Schuldigen, wenn auch noch nicht vollführt, doch wenigstens begonnen, und in Folge deßen darf der Spruch nicht zu spät angesetzt werden. Bekanntlich zog Friedrich am 15. Juli in Worms ein und wurde daselbst von zwölf Bischöfen — unter denselben war auch Bischof Landulf von Worms — empfangen. Zur selben Zeit aber liess er seinen Sohn Heinrich gefangen nehmen und dann später als Gefangenen nach Apulien

führen [1]). Da nun der berühmte Mainzer Reichstag, an welchem der frühere Rechtszustand überall hergestellt wurde, gerade einen Monat später abgehalten wurde, so ist nicht unwahrscheinlich, dass unter dem Beginn des kaiserlichen Gerichts die vorläufige Gefangennehmung des deutschen Königs zu verstehn ist, dass also Spr. 140 nach dem 15. Juli, aber vor dem 15. August gedichtet wurde, oder doch wenigstens, ehe die Beschlüsse des Reichstages überall bekannt wurden.

Deutlich sind dagegen in Spr. 138 die Bezüge auf den Reichstag, welcher zu Mainz den 15. August 1235 eröffnet wurde [2]); auch in Spr. 139 und 142 wird der Verdienste des Kaisers um Herstellung von Zucht und Ordnung im Reiche gedacht. Und die ganze Art und Weise, in welcher in allen diesen Sprüchen von Kaiser Friedrich gesprochen wird, beweist, dass der Dichter denselben als einen in Deutschland anwesenden preist, dass dieselben also zu gar keiner andern Zeit können gedichtet sein. Eben dieser Ansicht ist auch Raumer [3]), und man darf überdiess vermuthen, Reinmar von Zweter habe damals vielleicht den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen, nur nicht, wie Von der Hagen glaubt, in Oesterreich; eher lässt sich an die Zusammenkunft denken, welche der Kaiser den 27. Juni 1236 zu Augsburg mit mehreren süddeutschen Fürsten, unter andern mit König Wenzel von Böhmen hatte [4]); in diesem Falle ist es wohl möglich, dass

---

[1]) Böhmer reg. Fr. S. 601.

[2]) Ebend.

[3]) Gesch. d. Hohenstaufen und ihrer Zeit; 3te Aufl., Bd. III, S. 388—89.

[4]) Böhmer reg. Fr. S. 168, Nr. 853.

Reimmar in Wenzels Gefolge war, wiewohl sich natürlich überzeugende Gründe hiefür nicht finden. Dagegen lässt sich einigermassen aus diesen Sprüchen schliessen, dass Reinmar damals eben nicht mehr in Oesterreich war; denn als Unterthan Friedrichs des Streitbaren hätte er gewiss die in Spr. 140 ausgesprochenen Hoffnungen für sich behalten. Zwar befand sich der Herzog unter den Fürsten, welche zu Neumarkt in Steiermark im Mai 1235 den Kaiser bewillkommten [1]; allein er galt eigentlich schon 1234 für gefährlich [2], und der Umstand, dass 1235 Anselm von Justingen, geächtet, zu ihm seine Zuflucht nahm [3], beweist, dass der Herzog damals für einen Feind des Kaisers galt; 1236 wurde er bekanntlich ebenfalls geächtet [4].

Wenn Spr. 142 Z. 11—12 von einer Gräte gesprechen wird, die dem Reiche trotz dem kaiserlichen Gericht noch in den Zähnen stecke, so ist damit ohne Zweifel auf den stäts fortdauernden Trotz der lombardischen Städte hingewiesen, welche sich zwar hin und wieder einschüchtern, niemals aber zu völliger Demüthigung bringen liessen.

Minder deutlich sind die Bezüge in Spr. 143; man könnte an Bischof Landulf von Worms denken; besonders wegen Z. 11, in welcher eine Andeutung auf Gregors IX Bemühungen für Landulf liegen kann [5]; indess lassen sich hier blosse Vermuthungen, keine bestimmten Behauptungen aufstellen.

---

[1] Schirrmacher I, S. 250.
[2] Ebend. S. 243.
[3] Ebend. S. 251, II, S. 320.
[4] Böhmer reg. Fr. 168.
[5] Leo Vorlesungen III, S. 372.

Nach all dem bisher Gesagten ergibt sich nun ziemlich klar, dass Spr. 176, Z. 10

„verrâtet der vater nû sîn kint“

auf König Heinrichs Gefangennehmung nicht darf gedeutet werden [1]), weil Reinmar gerade damals in so feurigen und bilderreichen Worten das über die Schuldigen ergangene Gericht preist. Und auch sonst spricht der milde und väterliche aber klagende Ton des ganzen Gedichtes gegen eine so frühe Abfassungszeit; so namentlich schon die Anfangszeilen:

Vil wîser man, nû hoere mir,
ein dinc, das wol geteilet ist, daʒ wil ich teilen dir
hievor was triuwe und êre, vröude bî zuht und alles guotes vil etc....

Der gefangene Kaisersohn lebte allerdings noch geraume Zeit nach 1235, und erst 1242 starb er (am 12. Februar) in seinem Kerker zu Mortarono [2]). Man könnte daher annehmen, Reinmar habe den Spruch est später, erst als er selbst vom Kaiser abgefallen war, verfasst; allein dem widerspricht hinwiederum der Wortlaut von Z. 10, namentlich das Wörtlein „nû“. Kurz eine Beziehung auf das Schicksal König Heinrichs ist hier nicht wohl anzunehmen; möglich, dass man eher an die spätern Zerwürfnisse König Wenzels von Böhmen mit seinem Sohne Ottocar zu denken hat (s. unten).

3. Der Abfall von Kaiser Friedrich II.

Bis zum Jahre 1236 hatte Reinmar von Zweter auf der Seite Kaiser Friedrichs II gestanden; aber gerade die grössten

---

1) So gedeutet von V. d. Hagen Ms. IV, S. 495 a.
2) Böhmer reg. Henrici VII, S. 255.

Lobeserhebungen des Kaisers sind auch das Letzte, was er zu dessen Gunsten gedichtet hat. Unter den nun zu besprechenden Sprüchen finden sich mehrere, welche unzweideutig zu erkennen geben, dass in des Dichters Gesinnung eine Veränderung eingetreten ist. Nicht zwar als ob Reinmar das Kaiserthum als solches aufgegeben hätte; im Gegentheil, er fordert die Fürsten mehrmals zu einer Wahl auf, und die Käuflichkeit mancher unter ihnen reisst ihn zu gewaltigen Aeusserungen des Zornes und der Entrüstung hin. Aber mit der Person Friedrichs II hat Reinmar fortan gebrochen, und, so hoch er ihn vormals gepriesen, jetzt ruft er den allmächtigen Gott im Himmel an, Friedrich von Staufen zu widerstehen (Spr. 145) und mahnt den heiligen Vater in Rom davon ab, sich mit dem Kaiser auszusöhnen (Spr. 132).

Einen Grund dieser Gesinnungsänderung gibt zwar Reinmar nirgends an; ich denke indess, sie war durch die Regierungsweise und den Charakter des Kaisers mehr als gerechtfertigt. Wenn die staufischen Kaiser sich schon seit Barbarossa angewöhnt hatten, das Reich gleichsam in das Schlepptau ihrer persönlichen oder ihrer Familienpolitik zu nehmen [1]), so mochte das angehen, so lange sie das Auseinanderfallen der einzelnen Theile desselben äusserlich wenigstens durch glänzende Kriegsthaten zu verdecken wussten, so lange auch, als Gegenwart und Anwesenheit der durch ihre Persönlichkeit meist so bezaubernden Könige wirkten. Letztere Mittel hatte Friedrich II offenbar zu wenig angewendet; er zog die absolutistische Regierungsweise in Unteritalien der beschränkten aber sicherern

[1]) Höfler Kaiser Friedrich II, S. 2.

deutschen Königsgewalt vor und brachte in Folge dessen einen nur kleinen Theil seines Lebens in Deutschland zu; was aber Tapferkeit und Heldenmuth anbetrifft, so stand er hierin trotz seinen vielen Kriegen dem gewaltigen Barbarossa weit nach. Und nun vollends der persönliche Charakter Friedrichs *II; bekanntlich* ist derselbe seit Jahrzehnten ein *Zankapfel der Geschichtsforscher.* Alles in Allem genommen scheint mir indess doch Leo bis jetzt das wahrste und richtigste Urtheil über den Kaiser gefällt zu haben [1]), während namentlich Schirrmacher von dem Vorwurf allzuweit gehender Ehrenrettungsversuche, kaum freizusprechen ist [2]).

Derjenige Spruch, in welchem Reinmars veränderte Gesinnung zuerst zu Tage tritt, ist Spr. 228:

Ach Rôme, wie du verwitwet bist
unde der stuol verweset; swer der vrône vlîȝic ist,
der minnet Got noch Gotes reht, er sî halt, swer er sî etc. . . .

Pabst Gregor IX war den 21. August 1241 gestorben [3]) und erst am 25. Juni 1243 erhielt er an Sinibald Fiesco aus Genua, jetzt Innocenz IV, einen Nachfolger [4]), nachdem der im October 1241 erwählte Cölestin IV schon wenige Tage nach seiner Wahl ebenfalls verschieden war [5]). Zwischen Gregors und Cölestins Hinscheiden war also der päbstliche Stuhl noch

---

[1]) Leo Vorlesungen III, S. 150—152.
[2]) Ebend. S. 149, Anmerkg.
[3]) Böhmer reg. Greg. S. 351.
[4]) Reg. Innoc. IV, S. 353.
[5]) Reg. Cölestini IV, S. 352.

nicht auffallend lange erledigt gewesen, und ohne Zweifel ist Spr. 228 erst gedichtet worden, als auch Pabst Cölestin seinem Vorgänger ins Grab nachgefolgt war. Erst als der neue Pabst, als ausser ihm noch ein Mitglied des Cardinalcollegiums der Pestluft des römischen Spätsommers erlegen war, als dann die noch übrigen Cardinäle bestürzt die Stadt verlassen hatten, da konnte Reinmar Rom verwittwet und den päbstlichen Stuhl verwaist nennen.

Diejenige Stelle nun, aus welcher bestimmt hervorgeht, dass der Dichter damals nicht mehr zu Friedrich II hielt, ist Z. 10 und 12; hier bittet er Gott um „voget und êwart", d. h. um ein weltliches und geistliches Oberhaupt, die sich beide nicht mit Simonie befleckten. Wodurch Reinmar zu dieser Sinnesänderung gebracht wurde, lässt sich freilich nicht mehr genau ermitteln. War es schon die abermalige Bannung des Kaisers (Palmsonntag 1239), war es die gewaltsame Wegfangung der nach Rom zum Concil reisenden Prälaten, oder war es erst die unverzeihliche Gleichgültigkeit Friedrichs gegenüber den im Osten Deutschlands einbrechenden Mongolen — genug, Reinmar war aus einem bisherigen Anhänger des Kaisers jetzt dessen Gegner geworden. Möglich ist es, dass auch persönliche Gründe und Interessen dazu mitwirkten, etwan die Stellung, welche König Wenzel den Staufern gegenüber einnahm[1]). Trotzdem enthält der angeführte Spruch immer noch Vorwürfe genug gegen die Geistlichkeit; so z. B. der Z. 2 — 3 den Bewerbern gemachte Vorwurf, obschon es gerade der

[1]) Wenzels Politik war damals, weil eine durchaus selbstsüchtige, eine ziemlich schwankende.

Kaiser war, der, indem er die Wahl fortwährend hemmte, den Cardinälen am unermüdlichsten ihr Zögern vorhielt. Dass nun Reinmar, obschon persönlich nicht mehr des Kaisers Freund, gewissermassen noch unter dem Einfluss der ghibellinischen Anschauungsweise stand, ist leicht begreiflich. Vorwürfe, wie sie Z. 3 — 6 erhoben worden, hatte bekanntlich auch Kaiser Friedrich nicht gespart; nur klingt dergleichen in dem Munde des aufrichtig frommen Dichters besser als die Sehnsucht nach Wundern, wie sie der Kaiser damals aussprach. Z. 8 wird eine Anspielung auf den schnellen Tod Cölestins IV enthalten; der Dichter wünscht, dass jeder neue Pabst, der sein „vaterrecht" gering achtet, eines ebenso plötzlichen Todes sterben möge. Doch ist damit nicht gesagt, dass Reinmar in dem unerwartet raschen Tode des Pabstes eine göttliche Strafe erblickte, weil man ja einem Manne, der sein Amt nur wenige Tage bekleidet hatte, derartige Vorwürfe nicht wohl machen konnte; er wünscht nur, es möge jedem Unwürdigen so gehn, wie es Cölestin ergangen war.

Am 25. Juni 1243 war sodann Innocenz IV gewählt worden, und es war natürlich, dass von beiden Seiten Versuche gemacht wurden, den zwischen den höchsten Gewalten der Christenheit entstandenen Streit zu schlichten. Am letzten Märztage des Jahres 1244 war es in der That zu einer Art von Ausgleichung gekommen. Damals schworen in Rom öffentlich vor dem Kaiser Balduin von Konstantinopel, vor den Cardinälen, den Senatoren und dem römischen Volke die drei Machtboten Friedrichs, Raimond von Toulouse, Peter von Vinea und der Grossrichter Thaddäus von Suessa, der Kaiser

werde sich der Entscheidung der Kirche unterwerfen [1]) Um diese Zeit nun, glaube ich, ist Spr. 132 gedichtet worden. Was der Kaiser in Deutschland Gutes unterlassen oder Schlimmes begangen hatte, wurde natürlich durch eine Aussöhnung mit dem päbstlichen Stuhle nicht gut gemacht; ein so einseitiges Vorgehen ohne Zuziehung der Reichsstände musste Missfallen erregen, und, von diesem Standpunkte aus betrachtet, lässt sich auch der Ausdruck „rûnen“ wohl auf dasselbe anwenden. Demnach ist der Sinn von Reinmars Spruch ungefähr folgender: „Der Pabst soll weder einen Unschuldigen anschwärzen noch einen Schuldigen rein zu waschen suchen. Hat er aber einmal Jemand für schuldig erkannt und demgemäss mit dem Banne belegt, so genügt ein in der Stille getroffenes Abkommen mit drei Männern nicht, einen vor aller Welt ausgesprochenen und bei jeder Gelegenheit erneuten Bannfluch aufzuheben. Ist der Kaiser unschuldig gewesen, so kann ihn kein Bann so beflecken, dass seine Unschuld nicht wieder an den Tag kommt; war er aber schuldig, so mag er es auch bleiben und Reinmar wenigstens will dessen Schuld, so viel an ihm liegt, der Welt bekannt machen, selbst wenn sie im Lateran sollte zugedeckt werden.

Es folgen jetzt zwei Sprüche, 186 a und 186 b, welche zum Preise des Erzbischofs von Mainz, Siegfrieds III, aus der Familie von Eppstein, gedichtet sind. Man könnte vielleicht versucht sein, dieselben schon in das Jahr 1234 zu setzen, als Siegfried zu dem in Italien weilenden Kaiser als Gesandter, vielleicht aber auch als Ankläger seines Sohnes Heinrich kam [2]); in die-

[1]) Böhmer reg. Fr., S. 196—197.
[2]) Schirrmacher I, S. 244.

sem Falle würde namentlich die Schlusszeile des ersten Spruches „steinbockes wîs kan er wol berge stîgen“ gut passen. Dieser Annahme widersprechen indess wieder andere Umstände. In Spr. 186 a findet sich nämlich eine Anzahl von Bildern und Ausdrücken, welche mit den (Spr. 139) zum Lobe Kaiser Friedrichs gebrauchten oft ganz wörtlich übereinstimmen. So das Bild des Kranichhalses und der Straussenaugen, während an die Stelle der Ebersohren von Spr. 139 hier Luchsohren getreten sind; ferner ist zu vergleichen Spr. 186 a, Z. 7:

er weiȥ wol, velt hât ougen, walt hât ôren

mit Spr. 139, Z. 1:

Walt hât ôren, velt hât gesiht etc....

Und gerade wie Spr. 186 b der Eifer des Erzbischofs nach Ehre der Sehnsucht eines Bären nach Honig verglichen wird, so heisst es Spr. 140 vom Kaiser, er habe ein noch stärkeres Bedürfniss, Gericht zu halten, als der hungrige Bär nach süssem Honig. Nun wäre es doch in der That nicht passend gewesen, im Jahre 1235 den Kaiser mit denselben Ausdrücken zu loben, welche kurz vorher zum Preise eines blossen Reichsfürsten waren gebraucht worden. Weit eher ist es hingegen möglich, dass Reinmar dieselben bilderreichen Worte, mit welchen er einst das Oberhaupt des Reiches gepriesen hatte, jetzt, da er von jenem abgefallen war, auf einen Andern übertrug, und zwar gerade auf jemand, dem der Sturz des Kaisers erwünscht war. Es wird daher am passendsten sein, die beiden Strophen auf die Thätigkeit zu beziehen, welche Siegfried von Mainz seit 1241 auf den Sturz Friedrich II verwandte. Rastlos thätig, zuerst für die Wahl Konrads IV, seit 1237 als Reichskanzler, 1238 an der Seite König Konrads vor Brescia, 1239

als Gegner des damals päbstlich gesinnten Baiernherzogs gebannt, bald aber vom Bann wieder gelöst [1]), entspricht er von nun an, als Haupt der dem Kaiser feindseligen rheinischen Erzbischöfe, vollkommen dem von Reinmar entworfenen Bilde. Er war ein gewaltiger Mann, wie es ja schon durch sein Grabmal im Dome zu Mainz bezeugt ist, jedoch nicht immer zum Besten seines Bisthums und des Reiches; einstweilen aber waren seine Bemühungen, den Kaiser zu stürzen, anerkennenswerth, zumal da sie zu Anfang einen nicht geringen Grad von Muth und Beharrlicheit erforderten [2]).

Die Abfassung der beiden Sprüche 186 a und 186 b fällt frühestens in das Jahr 1241, spätestens 1246; sie müssen aber jedesfalls etwas vor der Wahl Heinrich Raspes gedichtet sein, weil Reinmar mit letzterer, also auch mit den Bemühungen der geistlichen Fürsten um dieselbe, nicht zufrieden war; da die Königswahl des Landgrafen nun schon im Mai 1246 stattfand, so wird wohl mit dem Schluss des Jahres 1245 die äusserste Grenze für die beiden Sprüche zu setzen sein.

Inzwischen war Pabst Innocenz IV im Sommer 1244 aus Rom geflohen und hatte ein Jahr später (28. Juni 1245) in Lyon das verhängnissvolle Concil eröffnet [3]). Nachdem daselbst in feierlicher Sitzung die Absetzung des bisherigen Kaisers war verkündet worden, forderte der Pabst am 17. Juli die Wahlfürsten Deutschlands auf, einen neuen König zu wählen [4]).

---

[1]) Schirrmacher IV, S. 8 f.

[2]) Spr. 186 b, Z. 2, wird wohl mit Von der Hagen (Ms. IV, S. 498) auf die zunächst von Mainz abhängigen Bisthümer Worms und Speier zu deuten sein.

[3]) Böhmer reg. Innoc., S. 356, Nr. 23.

[4]) Ebend. Nr. 24.

Auch Reinmar von Zweter ergriff diese Gelegenheit, den zur Wahl Berechtigten ihre Rechte und Pflichten ans Herz zu legen; indem jedoch der Dichter so der Person des Kaisers untreu geworden ist, unterlässt er doch nicht, die Fürsten zu mahnen, sie möchten nicht das Reich die Missethaten des Kaisers entgelten lassen; daher Spr. 148, Z. 6 f:

sît ir dem keiser gram, die râche lât niht
über daȝ rîche gên.
Ir sult des rîches wol von rehte schônen,
swenne ir dem keiser nû genemt die crônen.

Aehnlichen Inhalt hat auch Spr. 149, wo der alte Glanz des Reiches seiner jetzigen „unwerdekeit" gegenüber gestellt wird. Uebrigens sollen die Fürsten, wenn sie einen neuen König gewählt haben, diesem unbedingt gehorchen; verfehlt er sich jedoch, so sollen sie wieder eine neue Wahl vornehmen, Z. 10—12:

werde er iu liep, sô stêt im eben,
unt sî des niht, sô lât iu geben
daȝ rîche wider ze hant, sô ir'ȝ geruochet.

Man sieht, die Idee einer festen Erbmonarchie war damals selbst aufrichtig deutsch Gesinnten förmlich abhanden gekommen.

Gegen Friedrich II ist auch noch Spr. 145 gerichtet; doch spricht hier der Dichter die Beziehung erst in der Schlusszeile aus.

Es folgt Spr. 170. Auf dem Concil zu Lyon hatte bekanntlich Innocenz IV eine Anzahl schwerer persönlicher Anklagen gegen den Kaiser erhoben. Gegen diese suchte sich Friedrich auf mehrfache Weise zu vertheidigen, zuert in einem Schreiben an die Prälaten und Barone Englands, dann in einem zweiten an alle christlichen Fürsten gerichteten. Da die päbst-

liche Partei ihrerseits es nicht unterliess, Bettelmönche mit Bullen allenthalben im Reiche umherzusenden, so wird auch der Kaiser nicht versäumt haben, in den ihm ohnediess meist treu ergebenen Reichsstädten sich schriftlich gegen die ihm gemachten Vorwürfe der Ketzerei, des Unglaubens und der Unkeuschheit zu vertheidigen. Obschon ich dergleichen weder bei Böhmer noch bei Schirrmacher ausdrücklich bezeugt finde, stehe ich nicht an, Reinmar selbst hier als Quelle zu betrachten. Entscheidend ist übrigens für die in Spr. 170 zu suchenden Beziehungen die Schlusszeile:

in' weiȝ, ob eȝ ein Püllesch zouber tinte.

Dass des Kaisers Briefe nicht ganz ohne Wirkung blieben, erhellt namentlich aus Z. 10 und 11; auf Reinmar selbst scheinen sie hingegen keinen Eindruck mehr gemacht zu haben.

4. Von 1246 bis 1256.

Reinmar hatte den deutschen Fürsten von seinem Standpunkte aus eine neue Königswahl angerathen; allein von den Erwartungen, die er an eine solche geknüpft hatte, war keine in Erfüllung gegangen. Die Wahl des Landgrafen Heinrich Raspe von Thüringen war eine äussert einseitige gewesen, und die grössern weltlichen Reichsfürsten hatten sich an derselhen fast gar nicht hetheiligt. Die Hauptschuld aber an der Wahl einer eigentlich nichts weniger als edlen und grossen Persönlichkeit zum deutschen König mochten die Erzbischöfe von Mainz und Köln tragen, und ihr Benehmen wird daher von Reinmar Spr. 229 hauptsächlich gerügt. Man könnte auch an die Thätigkeit des Mainzer und Kölner Erzbischofs vor der Doppelwahl

von 1257 denken; allein dann würde Z. 5—6, welche einen noch lebenden Kaiser voraussetzt, nicht passen. Allerdings lässt sich die Zeile auch so mit des Dichters jetziger Gesinnung nicht recht in Einklang bringen; indess ist es ja nicht ganz unmöglich, dass Reinmar in Folge der unheilvollen Zerrissenheit, welche sich jetzt allenthalben bemerkbar machte, wieder mit einer gewissen Sehnsucht an das früher verschmähte Reichsoberhaupt zurückdachte; der Adler war doch mehr werth in seinen Augen als die Mücken, welche ihn jetzt zu vertreiben suchten (Z. 12). Streng genommen könnte man freilich auch jetzt noch einwenden, es könne von einer Vertreibung des Kaisers nicht die Rede sein, weil derselbe Deutschland schon seit Jahren nicht mehr betreten hatte; es wird indessen wohl erlaubt sein, in Z. 12 statt an Friedrich selbst an König Konrad dessen Stellvertreter, zu denken. Z. 7 „diu bistuom waren ê in des rîches huote“ enthält ohne Zweifel einen Vergleich mit frühern Innehabern derselben; zunächst wird wohl an Engelbert den Heiligen zu denken sein, vielleicht auch weiter zurück an Reinald von Dassel und Christian von Mainz; von Engelbert sagt bekanntlich Cäsarius von Heisterbach: „tam strenue et tam fideliter negotia per totam Alemanniam administravit tantamque pacem fecit, ut gloria et fama nominis ejus longe lateque diffunderetur“ [1]). Dass Reinmar von Zweter sich zur Zeit, da er diesen Spruch verfasste, selbst am Rheine muss befunden haben, geht aus Z. 5 hervor und ist schon früher (S. 4) erwähnt worden. Ueber die Persönlichkeit der beiden getadelten

[1]) Böhmer fontes rer. Germ. II, S. 281.

Kirchenfürsten vgl. Schirrmacher Bd. IV, S. 8 ff.; Konrad von Köln wird „vir furiosus et bellicosus" genannt [1]).

Eine Anspielung auf den kurzen Glanz von Heinrich Raspes Königthum enthält wohl Spr. 73, Z. 6. Zwar war derselbe nicht gerade am Pfingstfest, aber doch am Himmelfahrtstage des Jahres 1246 zum deutschen König erwählt worden [2]); allein noch vor Ablauf eines Jahres starb er im Februar des Jahres 1247 [3]), so dass sein Königthum mit dem des zumal in Oesterreich üblichen und der Volkssitte angehörenden Pfingstkönigs eine gewisse Aehnlichkeit hatte. Wie dem Könige selbst mochte es auch manchem seiner Anhänger ergehn; zuerst hob sie das Glücksrad in die Höhe, und das Jahr darauf sanken sie wieder (Z. 10).

Schwieriger noch ist die Frage, wen eigentlich Reinmar nach Kaiser Friedrichs Absetzung am liebsten auf dem deutschen Königsthrone gesehn hätte. Die schon besprochenen Sprüche 148 und 149 geben hierüber keinen Aufschluss, hingegen glaubt Von der Hagen einen solchen in Spr. 150 und 151 gefunden zu haben [4]). Spr. 150 nämlich wird König Erich der Heilige von Dänemark († 1250) und Spr. 151 der Böhmenkönig Wenzel gepriesen. Nun ist aber im ersten der beiden Sprüche ein solcher Wunsch eigentlich nirgends ausgesprochen, und es wird im Grunde blos Erichs edler Sinn, zumal seine Freigebigkeit, gepriesen. Wie aber ein Dichter von der vaterländischen Gesinnung Reinmars von Zweter dazu gekommen

---

1) Schirrmacher IV, S. 347, Anm. 21.
2) Reg. v. 1246—1313, S. 1.
3) Ebend. S. 3.
4) Ms. IV, S. 496.

wäre, einen Fürsten wie Erich, der bei allem persönlichen Edelmuth kaum in seinem eigenen Hause Meister war, für die deutsche Königswahl zu empfehlen, ist mir unbegreiflich; einen solchen Rath dürfte man weit eher einem Feinde des deutschen Volkes zutrauen. Aus dem ganzen Spruche wage ich höchstens zu schliessen, dass Reinmar an den dänischen Hof gekommen ist und dort der Freigebigkeit König Erichs sich erfreut hat; das war auch vollkommen genug, einen Dichter jener Zeit zur Lobpreisung desselben zu bewegen; dass die Minnesinger „Poëten sind, die ihre Wohlthäter loben", hat schon Bodmer ausgesprochen [1]). Im Uebrigen muss der Spruch in die Vierzigerjahre des dreizehnten Jahrhunderts fallen, da König Erich 1241 den Thron bestieg, im Jahre 1250 aber ermordet wurde [2]).

Ebenso wenig enthält sodann Spr. 151 eine wirkliche Empfehlung des Königs von Böhmen für die deutsche Königswürde. Denn die Schlusszeilen des Spruches, wo eine Erwähnung der deutschen Krone gewiss am Platze gewesen wäre, lauten einfach:

der sunne zimt niht baȝ dem tage
danne der edele krônetrage
ûȝ Bêheim lant Gote und uns z'einem vürsten.

Hier hätte der Dichter gewiss nicht das Wort „Fürst" gewählt, wenn er Wenzel die höchste aller Fürstenkronen zugedacht hätte. Allein er thut dieses schon Z. 7, und der ganze Spruch scheint keinen andern Zweck zu haben, als die

---

1) Sammlung v. Minnesingern a. d. schwäb. Zeitpuncte. Vorrede S. V.
2) Geschichte v. Dänemark v. Philippi, II, S. 28.

Freigebigkeit des Böhmenkönigs zu preisen und zugleich Reinmars persönliches Verhältniss zu demselben zu erwähnen.

So viel sich aus den eben besprochenen Gedichten nachweisen lässt, hat aber Reinmar von Zweter weder Erich von Dänemark noch Wenzel von Böhmen auf den deutschen Königsthron befördern wollen; denn, wo er von diesen Beiden spricht, erwähnt er die Königswahl nicht, und wo er von dieser spricht, wird der beiden Könige nicht gedacht (Spr. 148, 149). Wen er aber am liebsten als Reichsoberhaupt gehabt hätte, spricht er gar nirgends aus, während man z. B. von Bruder Wernher bestimmt weiss, dass er, obgleich in spätern Jahren auch nicht mehr ein Anhänger Friedrichs II, doch den an König Konrad IV ausgeübten Verrath bedauerte. Ersteres schliesse ich aus mehreren Aeusserungen im dritten Bande der Minnesinger (S. 11) I, 4, namentlich aus Zeile 3, 9, 10, 12; was aber Wernhers Treue gegen König Konrad betrifft, so hat schon Von der Hagen auf dieselbe aufmerksam gemacht [1]). Dagegen ist ein Spruch des Meissners ohne Zweifel eher auf Konrads Sohn, den Prinzen Konradin zu beziehen (Von der Hagens Ms. III, S. 102 b, Nr. 91 und IV, S. 721), während der Spruch des Hardeggers (Minnes. II, S. 136, Nr. 9) zwischen die Absetzung König Heinrichs und die Frwählung Konrads, also in das Jahr 1237 fällt [2]). Bruder Wernher nahm also jedesfalls für König Konrad Partei, und es ist daher nicht unmöglich, dass der ihm in mancher Hinsicht so ähnliche Reinmar von Zweter dasselbe gethan hat. Es lässt sich diese

---

1) Ms. IV, S. 517 b.
2) Ebend. S. 446 a.

Annahme zwar nicht mit bestimmten Zeugnissen belegen; allein für einen deutschen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts ist diese Politik wohl die wahrscheinlichste, und sie ist auch mit Konrads persönlichem Charakter [1]) nicht schwer in Einklang zu bringen.

Aus den nun folgenden Jahren sind keine Sprüche erhalten, in welchen Reinmar von Kaiser und Reich spricht. Die Wahl Wilhelms von Holland, sowohl hinsichtlich der Mittel als der Betheiiglung der dazu Berechtigten der Heinrich Raspes nicht unähnlich, und die nun folgende Regierung des schwachen jungen Königs war nicht dazu angethan, das Gemüth eines vaterländisch gesinnten Dichters zu fesseln; andrerseits stand einer heftigen und bittern Polemik doch Wilhelms im Ganzen nicht unedler Charakter [2]) im Wege. König Wilhelm besass den Weisen der deutschen Königskrone ebenso wenig als Otto von Botenlaube, ein Dichter aus der Mitte des Jahrhunderts, seinen Karfunkel, der unter dem in den Rhein versenkten Nibelungenhort sich befand [3]).

Dagegen scheinen nun mehrere Sprüche, welche sich auf Reinmars persönliche Verhältnisse beziehen, in diese Jahre gesetzt werden zu müssen. Unter den Sprüchen nämlich, welche böhmische Verhältnisse besprechen, befindet sich einer, der vielleicht eine geschichtlich genauere Deutung zulässt als die übrigen. Spr. 154 deutet der Dichter durch mehrere bildliche Wendungen an, dass ihm andere, wie es scheint, geringere

---

[1]) Böhmer reg., Einl. p. LXV.

[2]) Raumer Hohenst. (1. Ausg.) IV, S. 343.

[3]) W. Grimm, Deutsche Heldensage, S. 158, Nr. 54. (V. d. Hagens Ms. I, 27 a.)

Leute seines Standes ab und zu vorgezogen worden; bezeichnend ist namentlich Z. 6 f:

ich wære ungerne ûf des helm ein ar, der
sich der milte wert;
sînen schilt den wolde ich niemer zieren
wær ich an küniges stat ob andern tieren
alse der löuwe mit der krône:
der baȝ kunt vliehen danne jagen,
unt lieȝe ich mich den gerne tragen,
sô wurde mir der liute spot ze lône.

Den gekrönten Löwen hat Von der Hagen auf das Wappen des Böhmenkönigs bezogen, und dazu kommt noch die Aehnlichkeit der Sprüche 153, 154 und 155 mit 152, in welch letzterm der König wirklich genannt ist. Indess den Löwen und den Adler nennt Reinmar auch sonst, wenn er Muth und Freigebigkeit als besonders preiswürdige Tugenden hervorheben will; vgl. Spr. 99 und 100, und die Anspielung auf Wenzels Wappen ist daher zum mindesten ungewiss. Der Vorwurf des Fliehens passt ohne Zweifel besser auf Wenzel I als auf seinen kriegerischen Sohn Ottocar, und die Stelle ist also auf eine Zeit zu beziehn, in welcher Wenzel die Flucht der Gegenwehr vorzog. Am ehesten wird wohl an die Zeit des Krieges zwischen Vater und Sohn zu denken sein, an das Jahr 1248 also, da Wenzel vor Ottocar wich und ohne Zweifel erst durch Truppen König Wilhelms wieder in seine Stellung eingesetzt wurde [1]). Die hier geschilderten unfreundlichen Verhältnisse nun, in welchen Reinmar zu König Wenzel muss gestanden

[1]) Lorenz, Deutsche Geschichte I, S. 83.

haben, waren aber gewiss damals noch nicht eingetreten, als der Dichter sich Böhmen, wie er Spr. 152, Z. 2 — 3 sagt, namentlich um des Landesfürsten willen, auserkor. Vielmehr darf aus den noch erhaltenen Sprüchen, welche böhmische Verhältnisse berühren, geschlossen werden, dass Reinmars Stellung am Hofe zu Prag zuerst eine ehrenvolle war, die sich jedoch mit der Zeit verschlimmerte. Schon aus Spr. 152 geht hervor, dass er daselbst im Ganzen sich geringer Anerkennung erfreute und sich eigentlich bloss auf den König selbst verlassen durfte. Aber Spr. 155, der ohne Zweifel auch an Wenzel gerichtet ist, enthält bereits Klagen über den König selbst, und in Spr. 154 äussert sich Reinmar sogar verächtlich über dessen Person. Wahrscheinlich hatten sich nun die Verhältnisse erst allmählig so gestaltet, und es darf daher angenommen werden, dass Reinmar lange vor 1248 zum ersten Mal nach Böhmen gekommen ist; für diese Annahme lässt sich auch Spr. 155, Z. 7 in Anspruch nehmen, falls nämlich das dort erwähnte Lehen ein böhmisches war. Es ist also wohl möglich, dass Reinmar, wie schon früher behauptet wurde, bald nach 1230 nach Böhmen kam. Welche Partei er übrigens bei Ottocars Aufstand gegen den Vater ergriff, wird freilich nirgends angedeutet; und es möchte daher schwer sein, hierüber etwas festzustellen; Ursache aber des schlimmen Verhältnisses waren, wie Reinmar Spr. 153, Z. 6 selber sagt, böse Gönner, theilweise wohl auch die Eifersucht, mit welcher die slavischen Böhmen die vom König unmittelbar begünstigten deutschen Dichter ansahen [1];

---

[1]) Etwan der Abneigung des bairischen Volkes gegen die »Nordlichter« zu vergleichen.

indess hatte auch Walther von der Vogelweide, welcher doch bloss an deutschen Höfen lebte, ähnliche Klagen zu führen.

Abgesehen von diesen Sprüchen, welche Bezüge auf böhmische Begebenheiten enthalten, hat Reinmar von Zweter in diesen Jahren seine Theilnahme mehr der Entwicklung der bürgerlichen und sittlichen Zustände als dem Schicksal des Reiches zugewendet. Erfreuliches zeigte sich da freilich nicht eben häufig; vielmehr erlosch unter den unaufhörlichen Fehden der grossen und kleinen Herren alle Ordnung, Zucht und Sitte. Diese Auflösung aller Gesetze und Sitten war freilich eigentlich schon lange vor 1246 eingetreten; so lange indessen der Blick und das Interesse des Dichters noch auf die Gesammtheit des Reiches gerichtet war, konnten dergleichen Einzelheiten bis zu einem gewissen Grade übersehen werden. Jetzt aber, da das deutsche Kaiserthum so tief gefallen war, traten alle die einzelnen Gebrechen nackt und unverhüllt zu Tage. Diesen Zuständen, oder vielmehr den durch sie erregten Empfindungen, verlieh denn auch Reinmar in seinen Sprüchen mannigfachen Ausdruck; z. B. Spr. 214:

Díe liute sint gelandet wol,
diu lant niht wol geliutet, meines sint
die liute vol.
luft und erde und himelzeichen nâch ir
rehte tuont:
das tuont aber die liute niht,
unschiuhende und unschamende sündent si,
daȝ eȝ der siht,
der durch uns wart geborn und an dem
hêren kriuze wart verwunt u. s. f.

Oder wenn er Spr. 106 über die Entartung der Turniere klagt und die bittern Worte ausspricht:

Turnieren was ê ritterlîch,
nû ist eȝ rinderlîch, toblîch u. s. w.

Oder wenn er Spr. 141 über die Anmassung der Knappen klagt. Ferner Spr. 171 klagt Reinmar über das Treiben der Welt im Allgemeinen, namentlich aber über die Geldgier der geistlichen Fürsten, Z. 10 — 12:

prîmâten mit ir krumben steben,
die vischent niht wan nâch den geben
unt lânt dâ bî die sêle in grôȝen sünden.

Diese Schlusszeilen dürften vielleicht schon auf die Käuflichkeit der geistlichen Fürsten vor der Doppelwahl von 1257 zu beziehen sein.

Sehr ernstlich klagt Reinmar über das Abnehmen von Treue und Ehre in Spr. 176, dessen Deutung auf König Heinrich schon Seite 31 ist bezweifelt worden. Wenigstens durch den ganzen Inhalt sowohl als durch die entschieden wehmüthige Stimmung des Dichters wird derselbe in spätere Jahre gewiesen und kann daher 1235 noch nicht verfasst worden sein. Namentlich weiss ich nicht, wie z. B. Z. 7—10 mit Reinmars Jubel über Kaiser Friedrichs Gericht in Einklang zu bringen wäre:

der werlte leben dâst nû worden swære,
eȝ rîchet valsch unt lugelîchiu mære;
die liute sint worden ungetriuwe,
verrâtet der vater nû sîn kint etc....

Vor des Kaisers Ankunft hat der Dichter das Reich mit einem Kranken verglichen (Spr. 142); nun kommt Friedrich und stellt die frühere Ordnung her, und jetzt sollen die Zustände erst

recht unerträglich geworden sein! Wenn man in Spr. 176, Z. 10 eine geschichtliche Andeutung finden will, so möchte ich dieselbe weit eher auf das Verfahren des in seine frühere Würde wieder eingesetzten Königs Wenzel gegen Ottocar beziehn [1]). In diesem Falle liesse sich auch die Unbestimmtheit der ganzen Anspielung dadurch erklären, dass Reinmar als Dienstmann des Königs von Böhmen gute Gründe haben mochte, seinem Tadel nicht allzu freien Lauf zu lassen. — Das Gedicht fällt, wenn die Beziehung richtig ist, in das Jahr 1249.

Auch Spr. 193 und 195 werden in diese Zeit gehören, aber die Beziehungen in denselben sind kaum zu errathen.

Zum Abnehmen edlerer Rittersitte und zum Wachsen der allgemeinen Verwilderung gehört besonders das Sinken der Achtung vor dem schönen Geschlecht. Reinmar von Zweter war nicht einmal ein sehr begabter oder sehr leidenschaftlicher Sänger der Minne gewesen; dennoch beklagt auch er die auf diesem Gebiet bemerkbare Verwilderung. So z. B. Spr. 226:

E heten frouwen den gewalt,
daȝ si mit lichten ougen viengen manigen ritter balt
unt betwungen die dâmite, daȝ si sich eigenlîchen muosten geben.
Swâ nû varnt frouwen über velt,
die vehet man dur schaz unt niht dur rehter minne gelt.

Der folgende Spruch 227 bringt hiezu noch ein Beispiel; ich habe indessen das demselben zu Grunde liegende Ereigniss,

---

[1]) Lorenz a. a. O. I, S. 85 f. (Palacky II, 1, S. 133—134).

die Beraubung einer Königinn von Ungarn, nirgends können ausfindig machen. Dass unter dem erst abgeschlossenen Frieden nicht der von San Germano muss verstanden werden [1]), ist ziemlich klar; eher dürfte man an einen der vielen Kriege zu denken haben, welche nach dem Aussterben der Babenberger (1246) auf der Grenze von Ungarn und Oesterreich geführt wurden.

Im Allgemeinen nun ist es bei allen diesen Sprüchen nicht möglich, die Zeit ihrer Abfassung unfehlbar festzustellen. Der Grundton aller ist Klage und Schmerz über Abnahme von Recht, Ordnung und guter Sitte, und da liegt es denn auf der Hand, dass man sich leicht um etliche Jahre irren kann, wenn man auf ganz genaue Zeitbestimmungen ausgeht. Gleichwohl scheint der Gesammtcharakter dieser Sprüche dieselben etwan in die Mitte des Jahrhunderts zu weisen, weil damals einerseits jene Aenderungen sich vollzogen, andrerseits Reinmar noch nicht zu alt war, den Gang und Verlauf derselben mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Den 28. Januar 1256 kam König Wilhelm ums Leben [2]), und es handelte sich darum, einen neuen König zu wählen. Auch Reinmar mochte glauben, es sei die Zeit gekommen, wo man die zur Königswahl berechtigten an ihre Pflicht mahnen müsse. Nun war es aber im Laufe der Zeit dahin gekommen, dass das aktive Wahlrecht allmälig beschränkt wurde, und dass sich nach mannigfachen Schwankungen zuletzt eine Siebenzahl von Kurfürsten bildete. Schon der Sachsenspiegel hatte

---

[1]) So gedeutet Von der Hagen Ms. IV, S. 498 a.
[2]) Böhmer reg. Wilh. S. 36.

eine solche Theorie aufgestellt, jedoch mit der Zahl sechs, indem der König von Böhmen als ein undeutscher Mann ausgeschlossen wurde [1]). Die Abfassung des Sachsenspiegels fällt aber ohne Zweifel noch unter König Heinrich VII, wahrscheinlich vor das Jahr 1235 [2]). Dass man zwanzig Jahre später den Böhmenkönig nicht mehr wohl ausschliessen konnte, ist leicht zu begreifen; ein Fürst, welchem man sogar die deutsche Krone anbot, konnte nicht wohl ohne aktives Wahlrecht sein; und im Grunde weist schon die Art, wie Böhmen im Sachsenspiegel als ausgeschlossen bezeichnet wird, darauf hin, dass schon vor 1232 neben der Auffassung des letztern eine andere muss bestanden haben [3]). Desto begreiflicher ist es, dass Reinmar von Zweter den Böhmenkönig an die Spitze der weltlichen Wähler stellt. Der Spruch, in welchem dieses geschieht, ist Spr. 245. Da Z. 10 der Besitzer der Rheinpfalz als Wahlfürst bezeichnet wird, kann der Spruch nicht vor das Jahr 1253 fallen; denn damals wurde Baiern nach Herzog Ottos Tode getheilt, und der eine Sohn erhielt die Pfalz, der andere das eigentliche Baiern. Da ferner nach 1253 erst im Jahre 1256 der deutsche Königsthron erledigt wurde, kann der Spruch auch nicht vor 1256 gedichtet sein. Es ist jetzt noch zu belegen, dass dessen Abfassungszeit auch nicht später als 1256 zu setzen ist. Offenbar muss der Spruch zu einer Zeit gedichtet sein, da der deutsche Königsthron wirklich erledigt war. also entweder vor der Doppelwahl 1257 oder erst nach dem

---

[1]) III. 57, 2 (S. 353 bei Homeyer).

[2]) Ficker »Ueber die Entstehung des Sachsenspiegels« S. 93. Schirrmacher IV, S. 551.

[3]) Waitz in d. Gött. gel. Anz. 1859, S. 662, 667.

Tode König Richards. Da aber Richard est 1272 starb und Reinmar von Zweter damals auch schon todt war (siehe unten), so kann der Spruch nur 1257 gedichtet sein. Man könnte nun freilich einwenden, die beiden Könige Richard und Alfons hätten so wenig wirkliche Macht und Bedeutung gehabt, dass man noch bei ihren Lebzeiten ganz wohl an eine neue Wahl denken durfte. Allein dann hätte der Dichter dieses Verhältniss ohne Zweifel irgendwie angedeutet; er hätte auch sonst den Spruch nicht mit so ruhiger Objectivität verfasst, sondern ganz gewiss einen Rückblick auf die Schmach von 1257 gethan, welche ihn ja zu so zornigen Aeusserungen hinriss, wie sie sich in Spr. 135 und 136 finden. Ferner hätte er den König von Böhmen nicht auf die Weise, wie es Z. 7—8 geschieht, vor den übrigen weltlichen Kurfürsten ausgezeichnet, weil das mehr als zweideutige Benehmen Ottocars im Jahre 1257 [1]) eine so ehrenvolle Erwähnung nicht verdiente. Die ruhige Haltung des ganzen Spruches scheint denselben also in das Jahr 1256 zu weisen, und zwar in eine Zeit, da die Käuflichkeit der Fürsten entweder noch nicht eingetreten oder wenigstens noch nicht bekannt geworden war. Ob nun wirklich die päbstliche Bulle von 1263 das Kurfürstencollegium für immer entschieden hat [2]), oder ob die Siebenzahl sich schon früher befestigte [3]), lasse ich hier unentschieden. Die Hauptsache bleibt, dass der Spruch Reinmars ohne Zweifel vor 1263 gedichtet ist, und dass derselbe die Siebenzahl mit einer Be-

[1]) Lorenz I, S. 157 ff.

[2]) Ebend. S. 220 ff. und 417, Anm. 1.

[3]) Phillips »Die deutsche Königswahl«, S. 144 ff. Waitz a. a. O. S. 668.

stimmtheit aufstellt, welche an der Richtigkeit der von Lorenz vertretenen Ansicht zweifeln lässt. Und wenn auch gerade die Doppelwahl von 1257 nicht genau mit Reinmars Aufzählung der Wahlfürsten stimmt, so ist das nur ein neuer Beweis dafür, dass Theorie und Wirklichkeit eben zwei verschiedene Dinge sind. Und überdiess schwankte auch letztere ebenso wie die Theorie eine Zeit lang hin und her.

5. Die Doppelwahl von 1257 und Reinmars Ende.

Hatte Reinmar in dem zuletzt betrachteten Spruche 245 die zur Königswahl berechtigten Fürsten an ihre Wählerpflicht erinnert, so fand er bald darauf Gelegenheit, die Wahl, als dieselbe endlich zu Stande gekommen war, mit harten Worten zu tadeln. Nicht nur waren zwei Könige statt eines einzigen gewählt worden, sondern — und das war noch weit verwerflicher — entscheidend hatten namentlich die Geldsummen gewirkt, welche die Wahlfürsten, vorab die rheinischen Erzbischöfe, von den Bewerbern erhielten. Hatte man im Jahr 1246 den König bezahlt, damit derselbe mit einigem Anstand auftreten konnte, so wurde jetzt die Königswürde, das römische Reich selber, feilgeboten [1]). Es ist das auch der Hauptgrund, warum ich die betreffenden Sprüche 135 und 136 nicht auf die Wahl von 1246, sondern auf die von 1257 beziehe; entscheidend sind hauptsächliich die Schlusszeilen von Spr. 136:

kum Endekrist, du rehter gouch:
den pfafen zuo der kilchen ouch
vindest du nû veile, und rœmschez rîche.

---

[1]) Lorenz a. a. O. S. 147 ff.

Spr. 135 enthält allerdings keine Stelle, welche so entschieden für das Jahr 1257 spricht; man könnte sogar bei Z. 3 versucht sein, an den Verrath zu denken, welchen eine Anzahl von schwäbischen Grafen und Herren gegen König Konrad vor Frankfurt ausübten (5. Aug. 1246). Indessen, abgesehen davon, dass hiedurch der Spruch vom Hauptereigniss, von der Wahl des Landgrafen zum König, zu weit weggerückt wird, scheint es mir auch sonst nicht passend, zwei in Form und Inhalt so verwandte Sprüche wie 135 und 136 in ganz verschiedene Jahre zu setzen; die Sprüche gehören ohne Zweifel zusammen und ins Jahr 1257. Die Wahl von 1257 war auch in der That für das Reich eine viel grössere Schmach als die von 1246. Damals konnte manches mit der Nothwendigkeit einer schnellen Wahl entschuldigt werden; auch war der Gewählte wenigstens noch ein Reichsfürst. Jetzt aber, da man zur Ueberlegung Zeit genug gehabt hatte, wählte man zwei überdiess ausländische Kronbewerber!

Auf dieselben Vorgänge beziehe ich Spr. 147:

Venêdiær die hânt vernomen,
daȝ roemesch rîche veile sî; des sint in brieve komen etc...

Auch hier wird das römische Reich selbst wie Spr. 136, Z. 12 als feil dargestellt. Man erkennt zugleich aus diesem Spruche das Gefühl von Standeswürde, welches selbst unbegüterte deutsche Adelige dem reichen venetianischen Kaufmannsstande gegenüber empfanden. Dass aber die Entrüstung unter den vaterländisch gesinnten Männern damals eine allgemeine war, beweisen auch Stellen anderer deutscher Dichter. Aehnliche

Ausdrücke gebraucht z. B. der Marner in dem bekannten Spruche „Zé Rôme stuont gemalet“; dort heisst es:

pfafenvürsten hânt niht rehte
infel ûf houbet, krumb ûf stabe etc.... [1])

Man vergleiche damit Reinmar von Zweter Spr. 171, Z. 10 und Spr. 229, Z. 10 — 11. Ferner der Hellefeur (V. d. Hagens Minnesinger III, S. 34, Spr. 3):

Seht ûf, wie Rômesch rîche stât etc....

und ebenda Spr. 4.

Wie möcht' eȝ iemer werden guot,
daȝ hie bevoren hieȝ das rîche, daȝ heiȝet leider
aremuot etc....

Dagegen die beiden Sprüche des Meissners (Ms. III, XIV 1 und 2; S. 102) sind, wie schon S. 44 bemerkt wurde, erst nach Konradins Untergang gedichtet.

Dass unter solchen Verhältnissen Mancher das Ende aller Dinge nahe glaubte, ist durchaus nicht auffallend; schon das Herbeirufen des Antichrists spricht ziemlich deutlich dafür. Es ist daher wohl möglich, dass auch ein anderer Spruch Reinmars von Zweter, der freilich keine deutlichen Beziehungen enthält, in diese Zeit zu setzen ist, nämlich Spr. 223.

Die Erwartung des Weltendes und die dadurch erregte bange und zugleich andächtige Stimmung ist im Mittelalter von Zeit zu Zeit eingetreten; die Einbildungskraft des Volkes fand dabei in den angeblich von St. Hieronymus beschriebenen Vorzeichen des jüngsten Tages ihre Befriedigung. Das Sinnbild des Hahnes ist allerdings in der von Pfeiffer in Haupts Zeit-

---

[1]) V. d. Hagens Ms. II., XIV. 6 (S. 243).

schrift für deutsches Alterthum [1]) mitgetheilten Aufzeichnung nicht erwähnt; allein es lag sehr nahe, den Vogel, welcher aus dem Dunkel der Nacht das nahende Tageslicht verkündet, auch als Boten des ewigen Lichtes zu betrachten und durch ihn die dem Christen gebührende Wachsamkeit anzudeuten [2]). Ferner stimmt Z. 7 — 8

„Swenne er uns zeiget sper, kriuze unde krône,
der gewaltic sizzet in dem trône“

sehr gut zu einem Gedichte des Meissners, in welchem dem Weltrichter ebenfalls diese drei Sinnbilder zugeschrieben werden (V. d. Hagens Ms. III, VI, Z. 9—10, S. 97):

des vünfzênden tages Got selbe gerihte
sizzen sol,
dâ man siht sper, kriuze unde krône, unt
Gotes wunden alle bluotes vol.

Und mit den Schlussworten stimmt wiederum Z. 4 — 5 des Reinmar'schen Spruches:

Er wil uns alle lâʒen sehen,
swaʒ im grôʒer marter durh uns sünder
ist geschehen.

Auch eine Basler Handschrift des zwölften Jahrhunderts „Lucidarius“ oder „Aurea gemma“ erwähnt die drei Zeichen: „Alz tuot ünser herre; der sendet vor sin Engelischiv chraft: die bringent daʒ chriutz vnd daʒ sper vnd die dry nagel vnd die dürnen chron Div im gesetzet wart uf sin houpt etc....“ [3]).

---

[1]) Bd. I., S. 117—126.

[2]) Wackernagel »Επεα πτερόεντα« S. 9.

[3]) Wackernagel »Die altdeutschen Handschriften der Basler Universitätsbibliothek«. S. 22.

Eine unzweifelhaft richtige Zeitbestimmung dieses Spruches wird nun freilich nicht möglich sein, allein sicherlich waren die Ereignisse des Jahres 1257 am ehesten dazu angethan, im Gemüthe eines wahrhaft deutsch gesinnten Mannes Geringschätzung alles Irdischen zu wecken und dafür seinen Blick auf das zukünftige ewige Leben zu lenken. Im Ganzen ist denn auch die Stimmung von Spr. 223 nicht bloss eine wehmüthige, sondern auch eine über die Wehmuth sich emporhebende, mehr die Zukunft als die Gegenwart in's Auge fassende.

Um dieselbe Zeit mögen auch noch einige andere Sprüche gedichtet worden sein, welche äussere oder innere Gründe in des Dichters späteste Lebensjahre verweisen. So z. B. Spr. 246 „Vor drîȝic jâren stuont eȝ baȝ“; das Ende der bessern Zeit wird doch wohl das Jahr 1227 oder 28 gewesen sein, die Zeit, welche nach den harmlosen Jugend- und Minnefreuden den Dichter in das unruhvolle Treiben der Welt hineinriss. Der Spruch ist daher frühestens etwan 1258 gedichtet.

Ferner Spr. 243:

Unstætiu welt, nu sage mir,
wie ist der lôn geschaffen, des wir warten
suln von dir,
sô wir von hinnan scheiden?

Der Gedanke an das Scheiden von der Welt und ihren Freuden weist entschieden auf Reinmars höheres Alter hin. Aehnlichen Inhalt hat ein Lied Walthers von der Vogelweide (S. 186, Z. 15 ff.), in welchem der Abschied in Form eines Gesprächs zwischen Welt und Dichter dargestellt wird.

Auch in Spr. 181 weisen die Anfangszeilen sehr deutlich auf Reinmars letzte Jahre hin:

In mîner âbentzît ich bin
und trage doch jungen liuten gar junclîchen
morgenschîn.
Ich lege mich ûf mînen arm und spanne doch
nâch êren wol.
Mîn âbentsunnenschîn ist bleich;
ist aber der jungen morgen rôt etc....

Zugleich enthält dieser Spruch Andeutungen über das nicht nur belehrende, sondern zugleich väterliche und liebreiche Verhältniss, in welchem der betagte Dichter dem aufwachsenden Geschlechte gegenüber stand, wie dasselbe ja auch bildlich in der Pariserhandschrift dargestellt ist [1]). Auch der Schluss von Spr. 182 weist auf die Zeit nach 1257; ebenso in Spr. 183 die Anrede der fünften Zeile „ir werden jungen, gedenket darân“. Ferner in Spr. 190 die Erinnerung an die Kürze des menschlichen Lebens, in Spr. 191 die Mahnung zum Gehorsam gegen Gott. Die Schlusszeilen von Spr. 195

Nagl, îsen, ros, burc, lant, diu fünfiu
wæren
bereit, wan daȝ mich dunket an den mæren,
wir hân dar zuo niht ganzes mannes u. s. f.

enthalten wahrscheinlich Bezüge auf die Zeit des Zwischenreiches. Sodann Spr. 196 schildert Reinmar die Treue als weibliche Person, wie sie die Hände ringt und Gott über die

---

[1]) V. d. Hagens Ms. Atlas p. XLI.

kleine Zahl ihrer Getreuen klagt. Spr. 197 macht er sich sogar wegen seines eigenen Jugendlebens Vorwürfe:

Mir ist von sünden ûȥgebogen der
rugge,
unt weiȥ niht, wenne mich der tôt hin
zugge.

Der Unterschied zwischen den frühern und den spätern Sprüchen mehr allgemeinen Inhalts liegt zunächst darin, dass Reinmar in den zuerst besprochenen noch bis zu einem gewissen Grade, wenn auch nicht mit deutlichen persönlichen Bezügen, die öffentlichen Zustände oder besondere Stände und Klassen von Menschen seinem Urtheil unterwirft. In den zuletzt betrachteten Sprüchen hingegen werden die Klagen allgemeiner, die Gegenstände derselben abstracter. Der Dichter zieht sich jetzt mehr in sein inneres Gemüthsleben zurück; er blickt auf sein vergangenes Leben, oder er denkt an die Vorbereitung auf die Ewigkeit. Natürlich darf man sich aber die Grenze zwischen diesen beiden Lebensabschnitten nicht zu schroff vorstellen, und bei manchem Spruche kann man wohl über die Zeit der Abfassung schwanken.

Die Ereignisse des Jahres 1257 sind die letzten, auf welche sich nachweisbare Beziehungen bei Reinmar von Zweter finden. Er wird indess wohl noch mehrere Jahre über 1257 hinaus gelebt haben, zumal da das nicht mehr bestimmbare Gedicht (Spr. 227) vielleicht erst in das folgende Jahrzehnt zu setzen ist. Dagegen ist es durchaus unwahrscheinsich, dass Reinmar das Jahr 1273 und die Wahl König Rudolfs erlebt hat.

Koberstein nimmt letzteres an [1]) und bringt auch mehrere Gründe dafür bei, von denen mir jedoch keiner stichhaltig zu sein scheint. In einer Stelle des Renners Hugos von Trimberg (mitgetheilt in Docens Miscellaneen I, Spr. 78 und bei Von der Hagen Ms. IV, S. 872—73) wird ein Reinmar neben dem Marner und Konrad von Würzburg genannt. Angenommen also, es sei wirklich der von Zweter gemeint, so ist dieser Grund allein doch nicht genügend, um Reinmars Leben bis 1273 dauern zu lassen; denn Hugo, der seinen Renner erst im Jahre 1266 begann, konnte Reinmar gerade wie unmittelbar vorher Walther von der Vogelweide auch bloss in Erinnerung früherer Zeiter nennen; ja gerade die Erwähnung seines Namens zwischen Walther und dem des Marners scheint gegen Koberstein zu sprechen. Ebensowenig zwingend ist der zweite Beweis; denn wenn auch die Identität Frauenlobs und des jungen Meissners feststeht, so ist dafür die Beider mit dem von Reinmar (Spr. 232) gelobten, bloss „Meissner" genannten Dichter desto unwahrscheinlicher; Reinmar wird also auch durch diesen Spruch keineswegs in die drei letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts herabgerückt. Drittens aber — und das ist wohl das wesentlichste — hätte Koberstein vor allen Dingen seine Behauptung mit Stellen aus Reinmars eigenen Gedichten belegen müssen; dergleichen werden indess nicht leicht zu finden sein. Ohne Zweifel hätte Reinmar entweder seine Freude über das Ende der „kaiserlosen, schrecklichen" Zeit irgendwie geäussert, oder er hätte sich wie der Meissner (V. d. Hagens Ms. III, S. 88 a, Spr. 12)

---

[1]) Koberstein »Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege«. S. 27 ff.

auf Ottocars Seite gestellt und dem neuen Könige gegenüber eine minder freundliche Haltung angenommen. Da Keines von Beidem geschah, so ist, so lange keine bestimmten Beweise des Gegentheils beigebracht werden, anzunehmen, Reinmar habe die Königswahl von 1273 nicht mehr erlebt. Wenn nun oben (S. 7) angenommen wurde, er sei noch vor Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, im letzten Jahrzehnt des zwölften geboren, so wird er wohl auch zwischen 1260 und 1270 gestorben sein. Begraben ist Reinmar von Zweter laut einer Nachricht des vierzehnten Jahrhunderts zu Essfeld in Franken; aber alle Nachforschungen nach seiner letzten Ruhestätte sind bisher vergeblich gewesen [1]); ohnehin gibt es in Franken nicht weniger als drei Ortschaften dieses Namens [2]), und es ist daher nicht einmal gewiss, ob das bei Ochsenfurt im Würzburgischen gemeint ist [3]) oder eines der beiden andern. Die Nachricht selbst verdankt man einem gewissen Leopold Hornburg von Rotenburg (wahrscheinlich Rotenburg an der Tauber), und sie befindet sich in der Würzburgerhandschrift E gerade hinter den Liedern Herrn Reinmars des Alten; geschrieben wurde sie etwan um 1249 [4]). Der im Repertorium der Handschrift mit den Worten „von allen singern eyn lobelich rede Lupoldes Hornburgs von Rotenburg“ bezeichnete Meistergesang enthält nämlich folgende Ueberschrift:

„Herr Walter von der Vogelweide, begraben ze Wirzburg

---

[1]) Holland »Geschichte der altdeutschen Dichtkunst in Bayern«. S. 473—74.

[2]) Ebend.

[3]) Docen in V. d. Hagens Mus. II, S. 23.

[4]) Ebend. S. 18.

zv dem Nuwenmunster in dem Grasehoue; vnd er Reimar von Zwetel an dem Rin, begraben in Franken ze Esfelt, bie irn ziten tiechten vnd sungen gein einander widerstriet: vnd von irm vnd ander singer [vnd allermeist von erin Reinmars] lobe hot Luppolt Hornburg von Rotenburg getieht, vnd ins Marners lange wise gesungen dise hernoch gescriben lider.“ (Es folgt nun der Meistergesang selbst.)

Die Nachricht ist also ohne Zweifel sieben bis acht Jahrzehnte später; allein für dieselbe spricht doch der Umstand, dass das Grab des noch viel früher verstorbenen Walther richtig angegeben ist, dass mithin Leopold Hornburg im Ganzen als ein wohlunterrichteter Gewährsmann erscheint. Und wenn sich hiegegen einwenden lässt, dass man bei Walther, wo es sich um eine bekannte und bedeutende Stadt handelte, weit weniger irren konnte und durfte als bei dem unscheinbaren Grabe zu Essfeld, so fällt noch ein zweiter Umstand für die Richtigkeit der Angabe Hornburgs ins Gewicht, welcher auch für Walthers Grab zu Würzburg ist geltend gemacht worden [1]. Es lag nämlich ganz und gar im Wesen des Mittelalters, Grabstätten heilig zu halten und nicht da Grabsteine hinzusetzen, wo der Todte nicht wirklich ruhte. Ich glaube daher, es wird an dieser Nachricht eben so wenig als an der von Walthers Grabe zu zweifeln sein, während allerdings Freidanks Grabmal in Treviso zu begründeten Bedenken Anlass gibt [2].

---

[1] Pfeiffer, Germania V, 9.

[2] Die Bedenken sind begründet, auch wenn man von der von W. Grimm behaupteten Identität Walthers und Freidanks absieht. Vgl. W. Grimm in Haupts Zeitschr. f. d. Alterth. I, S. 30 ff.

III. Reinmars Verhältnisse zu andern Dichtern seiner Zeit.

Zu besprechen sind noch die Verhältnisse, in welchen Reinmar von Zweter zu andern Dichtern, frühern, gleichzeitigen oder spätern, gestanden hat. In Spruch 232 ist freilich kaum an den Meissner, einen Spruchdichter des dreizehnten Jahrhunderts zu denken, dessen Gedichte die Jenaerhandschrift aufbewahrt hat. Die letzten Zeilen des Spruches, besonders Z. 12 „ein baȥ tuon ich vür wol tuon iemer næme“ weisen eher auf einen Markgrafen von Meissen hin, der sich früher gegen Reinmar karg bewiesen hatte, später aber zu seinen Wohlthätern gehörte. Ohnediess lässt sich in den noch erhaltenen Sprüchen des von Meissen stammenden Dichters kein Unterschied entdecken, durch welchen sich die bisher übliche Deutung des erwähnten Dichters rechtfertigen liesse. Ich beziehe daher den Spruch auf den Markgrafen Heinrich III (illustris) von Meissen, der zwar auch dichtete, jedoch ohne dass man hier eine Anspielung auf sein Dichten zu suchen hat; derselbe lebte 1218 bis 1288 und wird auch vom Tannhäuser gepriesen [1]).

Eine andere Anspielung auf einen gleichzeitigen Dichter glaubt man in Spr. 123 entdeckt zu haben; hier lautet Z. 4 ff. folgendermassen:

Diu minne hât ir tôren ouch,
er wol der minne tôre und rehter wizze ein gouch,

---

[1]) Bartsch, Deutsche Liederdichter S. L.

swer wol gewîbet ist und ûf ein ander wendet
sînen muot.
Swer ouch turnieren minnet alsô sêre,
daȝ er dabî vergiȝȝet sîner hûsêre,
dern' hât die mâȝe niht behalten.

Man hat diese Stelle auf Ulrich von Lichtenstein bezogen, auf dessen Lebenswandel sie auch ganz gut passt [1]). Indess setzt das nicht nothwendig voraus, dass Reinmar in der That an Ulrich gedacht hat, auf welchen namentlich der Ausdruck „milte“ (Z. 1) nicht wohl kann bezogen werden.

Auch eine Anspielung auf Walther von der Vogelweide glaubte man bei Reinmar gefunden zu haben in Spr. 194, wo dreierlei Arten von „gehoften“ Leuten, gehofte, ungehofte und verhofte geschildert werden [2]); indess, abgesehn von der Unbestimmtheit der Beziehung, ist die Walter'sche Strophe höchst wahrscheinlich unächt [3]). Gleichwohl ist der bedeutende Einfluss, den Walther auf seinen jüngern Zeitgenossen ausgeübt hat, nicht zu verkennen. Denn ohne Zweifel war dessen dichterisches Talent und sein weitverbreiteter Ruf nicht der geringste Grund, welcher Reinmar bewog, sein rheinisches Geburtsland zu verlassen und nach Oesterreich überzusiedeln. Sodann aber zeigt sich Walthers Einfluss namentlich in der Behandlung der Zeitereignisse. Durch sein feuriges Auftreten für Kaiser und Reich gegenüber dem päbstlichen Stuhle, für die deutsche Nationalität gegenüber der wälschen, für den

---

[1]) V. d. Hagens Ms. IV, S. 503 a.
[2]) Ebend. S. 505 b.
[3]) Lachmann zu Walther I, S. 26. 2. Wackernagel und Rieger S. 205 u. d. Text. Auch in Pfeiffers Ausgabe fehlt sie.

Laienstand gegenüber dem geistlichen hat Walther den mittelhochdeutschen Lyrikern im Grossen und Ganzen ihre politische Richtung vorgezeichnet; für den Pabst ist nach ihm Keiner aufgetreten, wenn sie auch nicht Alle den Staufern treu blieben. Als Minnesänger freilich hat Walther geringern Einfluss auf Reinmar ausgeübt, weil eben dieser nur kurze Zeit und ohne grossen Erfolg diese Art des Dichtens pflegte. Und auch sonst bieten die Sprüche Beider im Einzelnen nicht viele Vergleichungspunkte namentlich wegen des lehrhaften Tones, welchen Reinmar schon früh an die Stelle von Walthers frischer Empfindung gebracht hat. Einige wenige Beispiele mögen indess doch hervorgehoben werden.

Reinmar Spr. 131, Z. 4:

von hofmünchen und von klôsterrittern kan
ich niht gesagen.
Hofmünchen, klôsterrittern, disen beiden
wolt ich ir leben ze rehte wol bescheiden etc....

Aehnlich nun Walther Spr. 71, Z. 9 ff.:

Unmâȝe, nim dich beidiu an,
manlîchiu wîp, wîblîche man;
pfaflîche ritter, ritterlîche pfaffen,
mit den solt dû dînen willen schaffen.

Sodann Reinmar Spr. 100, Z. 7—8:

löun herze durh wer, ein hant nâch
dem arn,
dien' sol er vor der milte niht ensparn.

Walther S. 41, Z. 17 ff.:

ir tragt zwei keisers ellen,
des aren tugent, des lewen craft.

Und auch sonst ist die Sprache beider Dichter so ziemlich dieselbe, eine Art von Vulgarsprache, wie sie sich eben unter den vorzüglichern ihres Standes gebildet hatte; mundartliches scheint bei Reinmar wie bei Walther im Ganzen selten zu sein, während Fremdwörter hin und wieder sich finden.

Daneben freilich zeigen sich beide Dichter in Manchem verschieden genug. Walther ist entweder ein Sänger des Frühlings und der Liebe, oder aber er dichtet Sprüche wesentlich politischen Inhalts. Letzteres thut Reinmar von Zweter ebenfalls, während die Minne bei ihm sehr zurücktritt. Dieselbe wird indessen ersetzt durch seine rein lehrhaften Dichtungen, durch die vielen Sprüche rein moralischen oder religiösen Inhalts. Dergleichen hat zwar auch Walther gedichtet; allein während er seine beiden Kreuzlieder z. B. im Anschluss an einen wirklichen Kreuzzug dichtete und ihnen dadurch Leben und Farbe verlieh, fasste Reinmar seine Stoffe viel abstracter auf und dichtete, wohl ohne einen bestimmten Anlass, eine nicht geringe Zahl von religiösen Sprüchen namentlich der Jungfrau Maria zu Ehren. Daneben freilich zeigt er mehr Bekanntschaft mit der biblischen Geschichte sowohl als mit den grossen von seinen Vorgängern und Zeitgenossen dichterisch bearbeiteten Sagenkreisen des Mittelalters; doch ist es nicht unmöglich, dass Reinmar eben alles, was er kennt, zeigt, während Walther es auch kennt, nur ohne damit zu prunken; eine Stelle wenigstens (S. 142, Z. 10) beweist, dass auch ihm die Sagen des Volkes nicht unbekannt waren. Uebrigens, vom dichterischen Standpunkte aus betrachtet, ist es kein Vorzug, wenn Kenntnisse an die Stelle der Empfindungen, Gelehrsamkeit an die Stelle frischer poëtischer Fruchtbarkeit tritt, was sich bei den spätern

Spruchdichtern noch deutlicher als bei dem immer noch bedeutenden Reinmar von Zweter zeigt. Reinmar ist durch seine Dichtungen der gerade Gegensatz seines ältern Namensgenossen geworden; während dieser bloss Lieder, Walther von der Vogelweide Lieder und Sprüche dichtete, herrscht beim jüngern Reinmar der Spruch einseitig vor. „Von der reichen Begabung Walthers, unter dessen nähern Einflüssen er in Oesterreich sich mag gebildet haben, dem er auch der Zeit nach unmittelbar folgt, ist nur ein Theil auf ihn gekommen, der Theil gerade, der so für sich allein ergriffen und behandelt, wenig geschützt war gegen das Entschwinden des wahrhaft dichterischen Geistes." (Wackernagel, Gesch. d. deutschen Literatur. S. 245.)

Wie nun einerseits Reinmar manche seiner Wendungen und Bilder frühern Sängern verdanken mag, so ist auf der andern Seite auch er von weniger selbständigen Nachfolgern nicht selten nachgeahmt worden. Besonders viele Anklänge dieser Art finden sich beim Meissner; so das schon besprochene Bild von der Mücke Spr. 100 (Ms. III, S. 104), Z. 1: „die mücken habent künic under inne." Doch ist hier die Aehnlichkeit mit Walther von der Vogelweide noch grösser als unmittelbar mit Reinmar von Zweter. Dagegen erinnert an Reinmars Spr. 129 „Swer bannen wil unt bannen sol" Spr. 121 beim Meissner (Ms. III, S. 89):

> Ban ist ein bant, der lîp und sêle bindet,
> ban ist ein Gotes vluoch; swen man dâ vindet,
> daȥ er in banne stirbet, des wirt
> nimmer rât.

Und nun vergleiche man im einzelnen Reinmar Z. 2—3:

der hüete, daʒ sîn ban iht sî vleischliches
zornes vol;
swâ vleischlich zorn im banne stecket, daʒ
enist niht Gotes ban.

mit Meissner Z. 7:

ban vleisches vol der kumt von zorne.

Ferner Meissner Spr. 10 (Ms. III, S. 87) ist zu vergleichen mit Reinmar Spr. 81; beide handeln vom wahren und vom falschen Adel; besonders stimmt Reinmars Z. 7 und 8:

Swer edel ist von mâgen, niht von muote,
der brichet sîner edelen vordern huote.

mit den Anfangszeilen des Meissners:

Ein edel man von geburt, der sînen adel
swachet
mit untugenden, der nidert sich, daʒ er guot
z'übele machet,
dâ ist ûʒ adele unart worden wol.

Meissner Spr. 6:

Gelücke wil unstæte sîn, des gêt es ümbe
von einem her, zum andern hin, es walget
manige krümbe.

erinnert an den Anfang von Spr. 91 bei Reinmar „Gelückes rat ist sinewel." Ferner das Lob, womit der Meissner den Markgrafen Albrecht von Brandenburg preisst (Spr. 118), mahnt an Reinmars Erhebung Erichs von Dänemark (Spr. 150), Wenzels (Spr. 151) und namentlich in den aus dem Thierreich entlehnten Bildern an die Kaiser Friedrichs II (Spr. 139).

Man wende dagegen nicht ein, es sei das alles dem Zeitalter zuzuschreiben und keine bewusste Nachahmung bestimm-

ter Vorbilder. Bewusstes und absichtliches Anschliessen an solche war in jener Zeit zu häufig, als dass es könnte verkannt werden; ich erinnere nur an die Art, wie Wirnt von Gravenberg Hartmann von Aue sich zum Vorbilde nahm, an die Nachahmung Wolframs von Eschenbach sowohl durch Frauenlob als durch den Dichter des Wartburgkrieges, welche so weit geht, dass Neuere — freilich mit Unrecht — Beide für ein und dieselbe Person hielten [1]; und noch später im vierzehnten Jahrhundert hat z. B. der Dichter der Rabenschlacht sicherlich mit Absicht sein Gedicht mit Worten angefangen, welche den Anfangsworten des Nibelungenliedes nachgebildet sind. Dasselbe zeigt sich denn auch auf dem Gebiete der Lyrik, wo Reinmar von Zweter nicht der einzige Nachahmer Walthers von der Vogelweide gewesen ist; schon der Umstand, dass Walther, welcher doch dem Herrenstande angehörte, hie und da „Meister" genannt wird, bestätigt das zur Genüge, und auch sonst findet man bei Ulrich von Singenberg u. A. genug Anklänge. Das Mittelalter sah in dergleichen Entlehnungen nichts unerlaubtes, während ein Dichter, der eines andern Strophenformen, dessen „dœne" entlehnte und sich aneignete, als „dœne diep" der Verachtung preisgegeben war [2]). Dieser letztere Umstand führt uns zu einem Dichter, dessen Verhältniss zu Reinmar von Zweter nicht unwichtig ist, zum Marner. Ein gegen Reinmar gerichteter, für denselben jedoch nichts weniger als schmeicheshafter Spruch des Marners lautet folgendermassen (Ms. II, S. 241):

Wê dir, von Zweter Regimâr!
du niuwest mangen alten vunt,

---

[1]) Ettmüller, Frauenlob S. 383 ff.
[2]) Wackernagel Literaturgeschichte S. 235—236.

du speltest als ein milwe ein hâr,
dir wirt ûȝ einem orte ein pfunt,
ob dîn lieȝen dich niht triuget;
dir wirt ûȝ einem tage ein jâr,
ein wilder wolf wirt dir ein hunt,
ein gans ein gouch, ein trappe ein stâr;
dir springent hirze dur dîn munt:
wâ mit hâst du daȝ erziuget?
Ein luc dur dîne lespe sam ein slehtiu
wârheit vert:
du hâst den vischen huosten, krebȝen sât
erwert;
bî dir sô sint driu wundertier:
daȝ ist gît,
haȝ unde nît.
Du dœne diep,
du briuwest âne malz eim bier,
supf ûȝ! dir ist ein leker liep,
der den herren vil geliuget.

Die hier gegen Reinmar ohne Zweifel noch bei dessen Lebzeiten erhobenen Vorwürfe sind ebenso unberechtigt als unfein. Was die Lügen anbetrifft, so hat der Marner offenbar Spr. 161, der unter die Rubrik der sogenannten Lügenmährchen gehört, im Auge; dass Reinmar durch die Schlusszeile „unt ist daȝ wâr, sô næt ein esel hûben“ den Scherz andeutet, hat er nicht beachtet oder nicht beachten wollen. Z. 4 und 6 sodann enthalten den Vorwurf der Uebertreibungssucht, sicherlich rein aus der Luft gegriffen; ebenso unbegründet ist der Vorwurf von Hass und Neid, da Reinmar diese Untugen-

den hin und wieder scharf tadelt. Die Vorwürfe sind also meist unberechtigt und ungerecht, und gewiss hat der Marner, welcher sonst in seinen Gedichten als ein ordentlicher und bescheidener Mann erscheint, Eifersucht oder persönliche Abneigung gegen Reinmar empfunden. Das Wichtigste in dem angeführten Spruche ist aber der in den Worten „du dœne diep“ enthaltene Vorwurf der Unselbständigkeit. Zwar ist gerade Reinmar von Zweter ein sehr tonarmer Dichter und hat fast alle seine Gedichte — es sind deren über zweihundert, und manche mögen auch verloren gegangen sein — ausser zweien in ein und demselben Tone, dem sogenannten Frauehrenton [1]) abgefasst; dass er aber diesen sich irgendwoher widerrechtlich angeeignet habe, ist sehr unwahrscheinlich. Inwiefern er aber gerade diesen Vorwurf vielleicht doch verdient hat, ist schon früher erörtert worden; vgl. oben S. 12 ff. Im Munde des Marners klingt derselbe freilich sonderbar genug, weil Letzterer selbst wenigstens hinsichtlich des Inhaltes seiner Sprüche genöthigt war, alte Fünde zu erneuen oder, wie er (Ms. II, S. 246, Spr. 61) sagt, Blumen aus dem Garten der Vorzeit zu lesen.

So viel über Reinmars Verhältnisse zu gleichzeitigen Dichtern; es wird jetzt am Platze sein, einiges über seine Geltung bei spätern zu erwähnen. Reinmar spielt bekanntlich eine Rolle in jener berühmten, theilweise schon dramatisierten Dichtung, welche den Namen des Wartburgkrieges trägt, so jedoch, dass

---

[1]) So hiess derselbe später; vgl. V. d. Hagens Ms. II, S. 220 b, III, 685. — Zwei Strophen, welche eine Zürcherhandschrift des Schwabenspiegels Reinmar zuschreibt, gehören dem von Hagenau; vgl. W. Wackernagel in d. Altdeutschen Blättern II, S. 122.

im Stücke selbst Reinmar von Zweter, in der Ueberschrift der Pariserhandschrift hingegen Reinmar der Alte genannt ist. Dass hier Reinmar von Zweter an einer Begebenheit betheiligt ist, deren geschichtliche Grundlage in das Jahr 1206 oder 1207 fällt [1]), beweist, wie entlegen er dem Dichter des Sängerkrieges schon war. Aber in einem Zeitalter, welches vorzugsweise den gelehrten Meistergesang pflegte, mochte sich die Erinnerung an ihn eher erhalten haben als die an den vielleicht schon ziemlich verschollenen ältern Reinmar; und ohne allen Zweifel passte auch der von Zweter in ein Stück von so lehrhafter, ja streitsüchtiger Art weit besser als der gleichnamige harmlose Sänger von Liebe und Frühling. Der Schreiber, von welchem die Ueberschrift in der Pariserhandschrift herrührt, erkannte wohl das geschichtlich Unrichtige und zog es daher vor, den Namen Reinmars des Alten zu schreiben; vielleicht hat er aber auch die beiden Dichter einfach verwechselt.

Leopold Hornburg von Rotenburg sodann in dem schon mehrmals erwähnten Gedichte [2]) preist Reinmar um der verschiedenen Gattungen seiner Poësie willen. Die politische freilich, für uns die werthvollste, bleibt unerwähnt, ohne Zweifel weil das Zeitalter Leopolds sie nicht mehr zu würdigen wusste; dagegen wird sein Talent für religiöse und moralisch lehrhafte nach Verdienst gewürdigt. Auch einige Andeutungen auf bestimmte Sprüche Reinmars finden sich, zum Theil auf verlorne, zum Theil auch auf noch erhaltene [3]). Dass Reinmar von Zweter

---

[1]) Plötz »Ueber den Sängerkring auf Wartburg« S. 47.

[2]) Abgedruckt in V. d. Hagens Museum II, S. 22 ff., und in V. d. Hagens Ms. IV, S. 881 b ff.

[3]) Vgl. Docen a. a. O. u. V. d. Hagen Ms. IV, S. 506 b.

als der Hauptdichter der dritten Stufe mittelalterlicher Lyrik, der lehrhaften Sprüche, in der nachfolgenden Zeit nicht geringe Anerkennung fand, erklärt sich aus dem Inhalt seiner Dichtungen; auch andere Meistersänger erwähnen ihn häufig, wenn schon theilweise mit bedeutender Entstellung seines Namens [1]).

In unserer Zeit ist ihm allerdings die gebührende Anerkennung noch nicht zu Theil geworden, woran zum Theil sein grösserer Vorgänger, Walther von der Vogelweide, schuldig sein mag, zum Theil wohl auch der Umstand, dass es bis jetzt an einer kritisch zuverlässigen Ausgabe seiner Gedichte fehlt. Im Ganzen genommen nimmt Reinmar von Zweter unter den Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts einen recht ehrenvollen Platz ein, und seine Dichtungen sind ein schlagender Beweis gegen den seit jenem geringschätzigen Urtheil Schillers den mittelalterlichen Lyrikern gemachten Vorwurf langweiliger Einförmigkeit, ein Vorwurf, zu welchem vielleicht auch der nicht immer bezeichnende Name „Minnesinger“ das Seinige beigetragen hat. Wenn Schiller noch durch mangelhafte Kenntniss der mittelalterlichen Poësie kann entschuldigt werden, so gilt das nicht für seine Nachtreter, welchen der Zutritt zu besserer Kenntniss des Altdeutschen nicht mehr versperrt ist. Gerade Reinmar von Zweter ist durch sein reges Interesse am politischen, sittlichen und kirchlichen Leben seiner Zeit, durch seine fromme, ernste und vaterländische Gesinnung dazu geeignet, denjenigen, welche der Belehrung nicht unzugänglich sind, ein vortheilhafteres Bild der poëtischen Kunst seines Zeitalters vor Augen zu führen. Wie sehr das im Mittelalter anerkannt

---

[1]) V. d. Hagen Ms. IV, S. 492, Anm. 8; ebend. Anm. 7.

wurde, beweist u. a. ein Urtheil Leopold Hornburgs, in welchem zugleich sein Werth im Vergleich mit dem Walthers nicht unrichtig angegeben ist:

Reymar, din sin der beste was,
her Walther dönet baȝ.

Das Leben Bruder Wernhers.

Die Sprüche Bruder Wernhers, welche die Pariserhandschrift enthält, sind abgedruckt 1) in Bodmers Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkt II, S. 159b — 166a; 2) in Von der Hagens Minnesingern II, S. 227a — 235b; die Sprüche der Jenaerhandschrift finden sich ebenfalls bei Von der Hagen III, S. 11a — 20b. Ueber sein Leben hat bis jetzt Von der Hagen das Nöthigste zusammengestellt im vierten Bande der Minnesinger, S. 514a — 524b, womit noch zu vergleichen ist Lachmann zu Walther von der Vogelweide 84, 20 (S. 199 der vierten Ausgabe). — Die neulich angenommene Identität Bruder Wernhers mit Wernher dem Gartenäre, dem Dichter des Helmbrecht, soll am Schlusse der Untersuchung besonders besprochen werden, damit deren Unbefangenheit auf keinerlei Weise gestört werde.

I. Bruder Wernhers Heimath und Stand. Aeussere Lebensumrisse.

Weder bei Bruder Wernher selbst noch in andern gleichzeitigen oder spätern Quellen findet sich eine bestimmte Angabe in Betreff der Geburt des Dichters. Gleichwohl liegt die Annahme, derselbe sei in Oesterreich geboren und aufgewachsen, ziemlich nahe und es dürfte auch nicht leicht sein, Erhebliches gegen dieselbe einzuwenden. Nach Oesterreich weist einer der frühsten der chronologisch bestimmbaren Sprüche Wernhers

(s. unten); ebenso verhält es sich mit dem letzten (s. unten), und auch in den während der mittlern Lebenszeit des Dichters verfassten wird kein anderer Theil des deutschen Reiches so häufig genannt, als das Land der Herzoge aus dem Stamme der Babenberger. Nun war allerdings Bruder Wernher weit in der Welt herumgekommen; er selber sagt Ms. II, 235a:

sint daȝ ich gedenke, vil der jâre
hân ich der lande vil durchvarn etc.

und unter den von ihm bereisten deutschen Ländern hebt er besonders Schwaben und die Rheingegenden hervor, machte auch, wie später gezeigt wird, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande mit. Allein gerade der Umstand, dass Wernher stäts wieder nach Oesterreich kehrte und die Verhältnisse dieses Herzogthums zum Gegenstande seiner Dichtungen machte, dürfte der beste Beweis dafür sein, dass er eben jenem Lande von seiner Kindheit an angehörte.

Da das frühste seiner bestimmbaren Gedichte ungefähr dem Jahre 1219 angehört (s. unten), das späteste aber auf das Jahr 1266 fällt, so wird er wie Reinmar von Zweter etwan im letzten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts geboren sein, spätestens jedesfalls in den ersten zwei oder drei Jahren des dreizehnten [1]). Da sich nämlich von Minneliedern bei ihm auch nicht eine Spur findet, so ist anzunehmen, Wernher habe sich gleich beim Beginn seiner Dichterlaufbahn der Spruchdichtung, zumal der politischen, zugewendet. Als Vorbild diente ihm hierin natürlich, wie seinem Zeitgenossen Reinmar von Zweter, Walther von der Vogelweide,

[1]) Dann hätte er freilich sehr früh zu dichten angefangen; doch vgl. den Artikel »König Konrad der junge« Ms. IV, 8—11.

welcher schon seit dem Jahre 1198 in dieser Dichtungsweise thätig war [1]). Mit Walther hat er fast noch mehr Aehnlichkeit als sein Zeitgenosse Reinmar; wenigstens hat er den Hang zur Lehrhaftigkeit, durch welchen Reinmar sich nicht zu seinem Vortheil von Walther unterscheidet, keineswegs in so hohem Grade. Und auch in manchen Einzelnheiten mag er Stellen des Letztern vor Augen gehabt haben. Wenn z. B. Walther (W. u. R. S. 181, Z. 9—10) die Worte hat „mir ist umbe dich rehte als dir ist umbe mich“, so finden sich dieselben auch bei Bruder Wernher Ms. II, S. 234 a, und werden von ihm überdiess als eine Aeusserung Kaiser Otto's (wohl des Vierten) bezeichnet. Auf einen zweiten Fall, wo Bruder Wernher Walther nachahmt, hat schon Lachmann hingewiesen; es ist der an Herzog Leopold von Oesterreich gerichtete Spruch V, 4 (II). Ferner Walther Spr. 128 und Wernher IV, 4 (II); bei Beiden findet sich der Ausruf „sô wê dir, Welt!“ Die Art wie beide Dichter das Scheiden von der Welt schildern, scheint Wernher ebenfalls seinem ältern Vorbilde zu verdanken; Walther (S. 185, Z. 5) „wir scheiden alle blôȝ von dir“ und Ms. II, S. 233 b „ze dir ich nacket wart geborn, unt scheide ouch (wider) blôȝ von dir“. Endlich Walther Spr. 69, Z. 17 „gewissen vriunt, versuohtiu swert sol man ze nôt ersehen“ und Ms. III, S. 14 a: „getriuwer vriunt, versuochtes swert, die zwêne sint in nœten guot.“

Bruder Wernher war trotz seinem Zunamen weltlichen Standes. Als Laie erscheint er in allen äussern Verhältnissen seines Lebens, als fahrender Sänger an Fürstenhöfen und auf

---

[1]) Walther v. d. Vogelw., hgg. v. W. Wackernagel u. M. Rieger, S. 8.

den Burgen reich begüterter Edelleute. Es fehlt auch nicht an bestimmten Zeugnissen, durch welche sein weltlicher Stand gesichert erscheint. Zwar liesse Spr. 1 der Jenaer Handschrift (Ms. III, 11 a), in welchem er die „Pfaffen“ als einen Stand bezeichnet, zu welchem er nicht gehört, immer noch jene als Weltgeistliche und ihn als Klosterbruder erscheinen, obschon auch hiezu Z. 3 nicht recht passte; allein ganz bestimmt nennt er sich Ms. S. 231 b einen Laien:

wir leijen hân die wîsel vlorn, die unser solten pflegen.

Auch III, 4, Z. 9—10 (Bd. III) würde sich im Munde eines Mönches nicht ganz gut ausnehmen. Nun ist es allerdings das Schicksal aller Mönche gewesen, dass sie als Laien geboren wurden und erst später, oft erst sehr spät sich dem Klosterleben zuwandten; eine solche Annahme wäre nun auch in Betreff Wernhers denkbar, wenn man nur wüsste, in welche Zeit die beiden zuletzt angezogenen Stellen gehörten; aber der letzte derselben giebt gar keinen Anhaltspunkt und der erste könnte zwar bei der ersten Bannung Friedrichs II gedichtet sein; er könnte aber auch ebenso gut einer viel spätern Zeit angehören. Da mithin die Bezeichnung „Bruder“, die sich vor Wernhers Namen in allen Handschriften findet [1]), keineswegs sichere Schlüsse auf dessen geistlichen Stand gestattet, so hat man bisher angenommen, Wernher habe denselben als Pilger geführt, d. h. als einer, der durch das Kreuz zur grossen Brüderschaft der Wallfahrer gehörte, aber nur als Pilger, nicht

[1]) V. d. Hagens Grundriss der deutschen Poësie S. 475, 483; Ms. II, 227; III, 11; ebenso diejenigen, welche ihn später erwähnen, Robin und Leopold Hornburg v. Rotenburg.

als Krieger [1]). Es scheint auch diese Annahme ziemlich alt zu sein; denn schon sein Bild in der Pariserhandschrift stellt ihn als Pilger dar mit einem Reisebündel auf dem Rücken und auf seinen Stab gestützt; so steht er vor einem reich gekleideten sitzenden Mann und einer Frau wie ein Gast, welcher von seinen Fahrten erzählt oder singt [2]). Nur dürfte gegen die Autorität dieser Darstellung geltend gemacht werden, dass die Bilder solcher Handschriften sehr oft bloss einzelnes an der dargestellten Person hervorheben und nicht immer gerade auf vollständige und erschöpfende Bezeichnung ausgehn; das Bild Reinmars von Zweter z. B. deutet bloss dessen Verhältniss zur jüngern Generation an, und das Walthers von der Vogelweide in der Weingartner Handschrift bezieht sich gar nur auf die Strophe „ich saȝ ûf eime steine". So könnte auch die bildliche Darstellung Bruder Wernhers allein auf diejenigen Sprüche Bezug nehmen, in welchen von dessen Kreuzfahrt die Rede ist. Sonst aber bezeichnet die Benennung „Bruder" bei Laien sehr häufig den Laienbruder in einem Kloster (frater conversus) im Gegensatz zu den dem geistlichen Stande angehörigen Patres. Wenn man bei Bruder Wernher an einen solchen denkt, so erklärt sich der Verkehr mit der Aussenwelt und das herumziehende Leben in der That leichter als bei einem wirklichen Mönch.

Nicht leicht ist ferner die Frage zu beantworten, ob Wernher dem adelichen oder dem bürgerlichen Stande angehörte. „Herr" wird er zwar nirgends genannt; doch ist nicht

---

1) Ms. IV, S. 516a. Als Geistlichen fasst ihn hingegen Gervinus »Deutsche Dichtung« I. S. 301.

2) Ms. IV, 516a.

unmöglich, dass dieser Titel durch „Bruder“ allmälig verdrängt wurde, da beide zu setzen etwas schwerfällig geklungen hätte. Wenn ferner der Charakter von Wernhers Dichtungen zur Entscheidung dieser Frage darf zugezogen werden, so weist die Aehnlichkeit mit Reinmar von Zweter, theilweise auch mit Walther von der Vogelweide, deren Adel nicht zu bezweifeln ist, auch den Bruder Wernher eher dem Herrenstande zu. In diesem Falle gehörte er wie jene Beiden ohne Zweifel dem minder begüterten Adel an und war in dieser Stellung, wie aus zahlreichen Stellen seiner Sprüche hervorgeht, nicht selten auf die Freigebigkeit und Mildthätigkeit höherer Standesgenossen angewiesen. Wenn ferner Bruder Wernher seine Dichterlaufbahn etwas vor 1220 begann, so schliesst diese Zeit einen bürgerlichen Dichter zwar nicht geradezu aus, aber passender wird es doch sein, an einen Adelichen zu denken. Von der Hagen macht endlich auch noch das Wappen, welches die Pariserhandschrift bei Wernhers Bild vorweist [1], geltend; jedesfalls hat sein adelicher Stand, wenn auch nicht unumstössliche Gewissheit, doch jedesfalls bedeutende Wahrscheinlichkeit für sich.

Dass Bruder Wernher weder mit Wernher von Tegernsee, der um 1172 ein Marienleben dichtete, noch mit zwei andern Dichtern desselben Namens darf verwechselt werden, deren einer dem vierzehnten, der andere, Werner von Niederrhein, dem zwölften Jahrhundert angehört, ergiebt sich für alle drei schon aus den ganz unvereinbaren Zeitverhältnissen [2]. Dass Wernher aus Oesterreich stammste, ist oben (S. 76) wahrscheinlich gemacht worden. Es ergiebt sich aber aus manchen

[1] Ms. IV, 514 a.

[2] Ms. IV, 514, 515. Wackernagel Lit. Gesch. S. 161, § 55, 68.

seiner Sprüche, dass er ziemlich weit in der Welt herumkam und ausser dem Lande seiner Geburt noch viele andere gekannt hat.

Aus Spr. III, 8 (III) geht hervor, dass Bruder Wernher in den Rheingegenden nicht unbekannt war; er fand aber dort wenig Gastfreundlichkeit und Anlass zu mancherlei Klagen; Z. 4 — 5:

man muoȝ die hôhen herren unb ein eȝȝen
sêre vlên,
er muoȝ (et) gar gelücklîch sîn, swem dâ sol
guot geschên.

Auch der Marner hat bekanntlich am Rheine ähnliche Erfahrungen gemacht (Ms. H. 241 a). Dagegen hoffte unser Dichter, dass die Tüchtigkeit der Schwaben, welche er in fremden Landen erprobt hatte, sich auch in ihrer Heimath bewähren werde, als er sich zu einer Reise nach dem Schwabenland anschickte, I, 14 (II). Dass er aber auch das heilige Land, das Grab des Heilandes zu Jerusalem und die Küstenstadt Akkon kannte, erhellt aus Spr. VII (II) und VIII, 1 (II). Wenn er (wahrscheinlich 1228) dorthin gekommen ist, so hat er ohne Zweifel auch einen Theil Italiens als Kreuzfahrer durchzogen.

Dasjenige Gebiet jedoch, auf welchem Wernher am meisten hin und her zog, war das südliche Deutschland von der Grenze Ungerns bis an den Rhein. In Steiermark, Oesterreich, Franken lagen die Burgen, welche sich ihm gastfreundlich öffneten, und hier wohnten die Herren vom Adel, deren Freigebigkeit ihm vorzugsweise zu Gute kam. Er selbst giebt das in einem Lobgedicht auf den Herrn von Orte in Steiermark zu verstehn V, 2 (II), in dessen Schlusszeile es heisst:

der vinde ich leider vünve nicht von Unger-
lant ze berge unȝ an den Rîn.

In eben dieser Weise preist er z. B. den österreichischen Grafen Wilhelm von Hunnesburg oder Heunburg, welcher von 1192 bis 1243 öfter in Urkunden erscheint [1]), und dessen Milde noch grösser genannt wird als die Saladins; aus Z. 4 scheint übrigens hervorzugehn, dass der Spruch erst nach des Grafen Tode abgefasst ist (vgl. Ms. Bd. III, 14 b). Auch von Ulrich von Lichtenstein wird derselbe mehrmals erwähnt und entweder der „milte man" oder der „grave wert" genannt [2]). Aehnlich klingt das Lob des Hennenbergers; gemeint ist Poppe VII, ein Ostfranke, Bruder des Dichters Otto von Botenlauben und Theilnehmer an Friedrichs II Kreuzzug, † 1245 [3]). Der Spruch ist nach Z. 1 noch zu Lebzeiten desselben gedichtet und enthält zugleich (Z. 8) ein fein angebrachtes Lob des Kasteläres; die Grafen von Kastell, ebenfalls Franken, wohnten zwischen den Bambergischen und Würzburgischen Territorien [4]).

Sodann das Lob der Grafen von Osterberg. Da es nur Edle, keine Grafen dieses Namens gab, so ist wohl die Besserung „Ortenberg" anzunehmen [5]). Einer dieses Geschlechts wird bei Ulrich von Lichtenstein bei Gelegenheit des Turniers zu Friesach genannt, jedoch wegen seiner Unmilde getadelt [6]). Nun ist es freilich keine Unmöglichkeit, dass ein und derselbe

---

[1]) Vgl. das Personalverzeichniss in Meillers österr. Regesten, S. 314 b.
[2]) Vrouwen dienest S. 65, 19; 81, 7; 86, 25 bei Lachmann.
[3]) Leo, Gesch. d. deutschen Volkes u. Reiches IV, S. 270, 271.
[4]) Ebend. S. 279. Gemeint ist nach Ms. IV, 520 a Rupert III.
[5]) Ms. IV, 519 b.
[6]) Vrouwen dienest S. 65, 23—24.

Herr sich dem einen Sänger günstig und dem andern ungünstig erwies; ich erinnere beispielsweise daran, wie sich Reinmar von Zweter über den König von Böhmen an verschiedenen Stellen verschieden äussert. Da sich indess in den Urkunden jener Zeit noch zwei dieses Geschlechts, Heinrich von 1192—1240 und Otto von 1225 — 1241, finden [1], so darf allerdings eher an einen der beiden letztern gedacht werden. Den Grafen Heinrich meint wohl Von der Hagen unter dem in der Gegend von Passau sässhaften Grafen des bairischen Stammes (Ms. IV, 519 b).

Später endlich als die bisherigen scheint das Lobgedicht auf den Herrn von Ort zu sein; Z. 3 ff. nämlich heisst es:

Si sprechent alle, er sî der schanden gar verhêrt
unt daȝ nû lüzzel ieman lebt, der sich im des genæhe,
daȝ er sô willeclîche als er nâch hôhen êren strebe.

Vgl. noch Z. 11 — 12. Zu denken ist wahrscheinlich an Hertnit von Ort, der im Frauendienst ebenfalls mehrfach gelobt wird. [2])

II. Bruder Wernher als politischer Dichter.

Die politische Dichtung Bruder Wernhers beginnt mit dem Spruche: „Ich gan dem edelen künige wol, daȝ im sîn dinc ze wunsch ergê", Spr. II, 22 (II); nur kann man zweifeln, ob unter dem edeln Könige Kaiser Friedrich II vor seiner Kaiser-

---

[1]) Meiller, österr. Regesten, S. 315 a, b.
[2]) S. 66, 13: 81, 20; 85, 17—18.

krönung [1]) oder König Heinrich vor der Kaiserkrönung seines Vaters gemeint ist [2]). Für letztere Ansicht spricht Z. 4, wo der gepriesene König eines Königs Kind genannt wird; Friedrichs II Vater hatte ja die Kaiserkrone getragen. Aber gegen die Beziehung auf König Heinrich darf Z. 6 geltend gemacht werden; denn als derselbe den achten Mai 1222 zu Achen die deutsche Königskrone empfieng [3]), war sein Vater bereits Kaiser. Noch deutlicher spricht Z. 7 und 8 gegen Heinrich:

er hât bejaget in sîner jugent,
den prîs, daȝ im gewalt durch vorhte nîget.

Auf den erst elfjährigen König passte eine so rühmende Aussage nicht gut, weil alle Verdienste um die Leitung der Reichsangelegenheiten einstweilen dem Reichsverweser Engelbert gebührten. Man wird daher bei Z. 7 und 8 unbedenklich an den Kaiser selbst zu denken haben, jedoch vor 1220, und an dessen frühste selbständige Schritte, die von Innocenz III sogenannten „Knabenstreiche“ [4]). Z. 7 — 8 ist ohne Zweifel die entscheidende Stelle des Spruches; denn, legt man den Hauptnachdruck auf Z. 4 oder 6, so geräth man in Widersprüche, und es passt, genau genommen, keine von beiden Deutungen recht. Geht man aber von der andern Stelle aus, so ist die Ungenauigkeit in Z. 4 nicht von grosser Bedeutung; Friedrich II, selbst König, wird als solcher noch höher gestellt durch „küniclîche vuore“ und durch Abstammung von einem König, und

---

[1]) V. d. Hagen Ms. IV, 516 a. b.

[2]) Lachmann a. a. O.

[3]) Böhmer reg. Henrici S. 214. Schirrmacher Kaiser Friedrich II; I, 135.

[4]) Ebend. S. 42 — 45.

der Dichter verschmäht um der poëtischen Wirkung willen etwas weniges von geschichtlicher Genauigkeit. Ich setze also den Spruch spätestens ins Jahr 1220, jedesfalls vor Friedrichs Kaiserkrönung.

Es folgt Spr. V, 4 (II), der in das Jahr 1224 gehört. Z. 4 nämlich setzt voraus, dass der Kreuzzug Herzog Leopolds von Oesterreich der Vergangenheit angehörte, als Wernher diesen Spruch dichtete. Jenen Kreuzzug oder vielmehr die Rückkehr des Herzogs von demselben hatte einst Walther von der Vogelweide besungen (W. u. R. S. 49, Z. 11 ff.). Jetzt im Jahre 1224 betrieb Pabst Honorius III die Eroberung des heiligen Landes aufs neue, und unter den Fürsten, welche namentlich zur Theilnahme aufgefordert wurden, befand sich auch Herzog Leopold VII [1]; im Juli dieses Jahres befand er sich zu San Germano eben in dieser Angelegenheit [2]. Um dieselbe Zeit aber ging König Heinrich um des dänischen Waldemars willen nach Sachsen [3]; daher Z. 5 — 6:

mich wundert, swenne der küneс gein Sahsen kêre
und er gein Akers, wederr dâ baȝ verdienen müge der Sælden segen.

Man braucht in diesen Worten durchaus keinen Vorwurf gegen den König zu lesen; der Dichter meint bloss, die Fahrt im

---

[1] Schirrmacher II, 82.

[2] Ebend. 87.

[3] Ebend. I, 318. Was die Fahrt nach Sachsen anbetrifft, so hatte Wernher richtig prophezeit; denn »dat gedingede vullen ging niht, wente de Denen unde de koning brâken ere lovede«; aber freilich das »gedingede« von S. Germano ging ebensowenig. (Eike von Repgow, S. 469).

Dienste Gottes, des obersten Königs, sei eben um der Heiligkeit der Sache willen auch grössern Glückes werth als eine bloss zu weltlichen Zwecken angetretene. Und gerade weil es dem Herzog nach seiner ersten Kreuzfahrt so wohl ergangen ist, soll er auch jetzt nicht anstehn, dem Rufe der Christenheit zum zweiten Mal zu folgen.

Es ging indessen keineswegs, wie Bruder Wernher gehofft hatte; bei der Zusammenkunft in San Germano wurde der Kreuzzug einstweilen verschoben [1]), und andre Sorgen, zumeist die Haltung der Lombardenstädte, hielten den Kaiser noch zurück. Und als nun vollends im März des Jahres 1227 der milde Honorius starb und an seine Stelle Pabst Gregor IX. gewählt wurde, waren die Aussichten für einen Kreuzzug ungünstiger als je. Nicht nur dauerte der Trotz der Lombarden fort; sie konnten sogar sicher sein, dass man in Rom vorläufig zu ihren Ketzereien ein Auge zudrückte, wenn man nur in der Bekämpfung der kaiserlichen Machtgelüste ihrer Mitwirkung sicher war, Dieses Verhältniss, der an sich widernatürliche Bund des römischen Stuhles mit den zum Theil ketzerischen Städten Oberitaliens musste den deutschen Dichter um so unangenehmer berühren, als er nur darin, und nicht auch in den Plänen des Kaisers das einzige Hinderniss des von ihm so sehr gewünschten Kreuzzuges sah. In dieser Zeit dichtete er daher Spr. I, 2 (II). Aus den Anfangszeilen, der Erwähnung Gregors, geht hervor, dass der Spruch etwan in den Frühling oder Sommer des Jahres 1227 fällt, wahrscheinlich vor die Bannung des Kaisers, da diese nirgends erwähnt wird, aber

[1]) Schirrmacher II, 87.

vor Antritt der Kreuzfahrt, was aus den Schlusszeilen erhellt. Vgl. die ungefähr gleichzeitigen Sprüche Reinmars von Zweter (127, 128, 130, 131, 137).

Aus einigen andern Sprüchen scheint hervorzugehen, dass Bruder Wernher die beabsichtigte Kreuzfahrt in der That mitgemacht hat, namentlich aus VII, 1, VIII, 1 und 2 (II), und es handelt sich nur noch darum, ob wirklich an den Kreuzzug von 1228 oder eher an einen frühern zu denken ist. Die betreffenden Sprüche auf den Zug Herzog Leopolds zu beziehn, verbietet Spr. VIII, 1, Z. 8:

ich hân der werlde ûf kranken lôn gesungen
leider vil.

Denn da Wernhers dichterische Thätigkeit erst 1220 oder kurz vorher beginnt, kann er vor 1217 unmöglich schon viele weltliche Lieder gesungen haben. Vor 1217 kann er überhaupt nicht viel gesungen haben: denn geschichtliche Bezüge, welche in eine frühere Zeit reichen, finden sich nicht, und an Minnelieder kann auch nicht gedacht werden, da von solchen sich bei ihm auch nicht eine Spur findet. Da er überdiess bis 1266 dichtete (s. unten), so könnte er auch mit solchen kaum vor 1217 angefangen haben, jedesfalls nicht lange genug vorher, um sich seiner dichterischen Thätigkeit zu rühmen. Da nun der Kreuzzug Kaiser Friedrichs II der letzte von Deutschland aus unternommene war, und da hiezu noch die Andeutung in Spr. I, 2 (II), Z. 12 kommt, so ist Wernher ohne Zweifel damals in das Land seiner Sehnsucht gekommen.

Von den angezogenen Sprüchen nun fallen zwei noch vor den Kreuzzug selber; nämlich VIII, 1, Z. 6 sagt er:

wes sol ouch der gedingen hân, der vert, dar
ich dâ wil?

und VIII, 2, Z. 8 ff. fordert er auch Andere zur Fahrt auf:

swer daz behalten wil,
der helfe rechen, daȝ im ist sîn lant genommen,
sîn kriuz und ouch sîn grap etc....

Ein vierter Spruch endlich II, 26 (III) behandelt in seltsamer Gleichnissform die glückliche Rückkehr des Kaisers und ist also nach dem Juni 1229 gedichtet [1]).

Der nächstfolgende Spruch ist V, 4 (III):

Junc unde alt, rîch unde arm, helfet mir
klagen
des vürsten tôt ûȝ Beierlant.

Bekanntlich war Herzog Ludwig von Baiern am sechzehnten September auf der Kelheimer Brücke von einem Unbekannten ermordet worden [2]), und der angeführte Spruch Bruder Wernhers ist offenbar unter dem unmittelbaren Eindruck dieses Ereignisses gedichtet worden. Z. 4 ff. bezieht sich auf die Pflegschaft, welche der Herzog nach Engelberts Ermordung über den noch jungen König ausübte. Bei Z. 7 und 8 ist an Ludwigs Theilnahme an dem unseligen Kreuzzug nach Damiette zu denken, zumeist aber an den Vertrag, welchen Ludwig als Stellvertreter des Kaisers schloss, und durch welchen Letzterm ermöglicht wurde, auch vor Ablauf des achtjährigen Waffenstillstandes bewaffnet in Palästina zu erscheinen [3]); in diesem Sinne darf der Dichter sagen:

---

[1]) Böhmer reg. Fr. S. 142.
[2]) Schirrmacher I, S. 191 ff.
[3]) Ebend. 76.

das lant über mêr wær gar verlorn,
wan sîne starken ræte.

In Rücksicht auf ebendasselbe Ereigniss wird auch Z. 9 — 10 gedichtet sein, und es darf nicht etwan an den Friedensschluss von San Germano gedacht werden, weil damals der Herzog eher zur päbstlichen Partei gehörte [1]). Endlich Z. 11 „er schuof ouch, daȝ der künik bleib an sîner rehten ê". Unmittelbar nach seiner Emancipierung von Ludwig von Baiern dachte Heinrich an eine Scheidung von seiner Gemahlinn Margaretha [2]). Eine andere Frage bleibt freilich die, ob der ermordete Herzog das Lob, welches Bruder Wernher ihm spendet, unbedingt verdient hat; gerade im Jahre 1230 war sein Benehmen nichts weniger als gut staufisch gewesen. Entweder hat wohl der Dichter die letzten Zweideutigkeiten Ludwigs über dessen frühern Verdiensten übersehn, oder aber er hat irgend welche persönliche Verpflichtungen gegen denselben gehabt.

Es folgen jetzt diejenigen Gedichte, welche gegen König Heinrichs selbständige Regierung und gegen dessen Hofleben gerichtet sind. Hieher gehört einmal Spr. I, 8 (III). Worte wie

„Wie sol ein singer sich bewarn,
sint man sîn lop vür smeichen hât,
unde ouch diu bîspel vür ein spot, twingen
vür schelten zelt?"

waren nur möglich, als Dichter von der Gesinnungsweise der am königlichen Hofe lebenden den ganzen Stand in Misskredit

---

1) Ebend. II, 223, 224.
2) Schirrmacher I, 181.

gebracht hatten. Nicht nur mochten jetzt die Rügen der Ernstern den durch Schmeichelei verwöhnten Ohren als Scheltsucht erscheinen, sondern es galt jetzt auch berechtigtes Lob als Schmeichelei. Auch in Spr. I, 11 (II), Z. 7 — 8 kann man einen Hieb auf die schon erwähnte Sängerschaar sehn.

Spr. I, 10 (II) gehört ebenfalls in diese Zeit. Der Dichter ruft hier den Kaiser an, um Christi willen im Reiche Recht zu schaffen:

sît ir der cristen crône traget, dien er ze trôste
gôȝ sîn bluot,
sô merket, was ir sælden habt, unt was er wunders
dur iuch tuot,
sô rîhtet ouch under crône, daȝ der sêle werde rât.

Eine genauere Zeitbestimmung gewährt Z. 11, wo von der Gerechtigkeit die Rede ist, welche der Kaiser in Apulien ausübe; dadurch wird der Spruch etwan in die Jahre 1230 oder 1231 verlegt [1]).

Während so Bruder Wernher auf der einen Seite den Kaiser mahnt, nicht länger das Reich ohne Recht zu lassen, führt er auch folgerichtig der bisherigen Regierung das Schicksal vor Augen, welches sie unfehlbar treffen werde, wenn sie ihr Verfahren nicht ändere. Hieher gehört Spr. I, 2 (III):

Der ban unde æhte sint ein tôt
des lîbes unt der sêle gar,
swer mit den zwein geschulden hin vür reht
gerihte kümet.
Des nemet ir hôhen edelen war,

[1]) Schirrmacher II, S. 238 ff.

gedenket an die selben nôt;
ich wæne, die krumben reht unde ir gewalt dâ
lüzzel vrümet u. s. f.

Der Spruch passt nur in eine Zeit, wo weltliche und geistige Macht einig waren im Kampfe gegen die Reichsregierung, ist also gleichzeitig mit Reinmar von Zweter Spr. 212 und 213; er wird somit 1232 oder 1234 anzusetzen sein. Bezeichnend für den Anhang des verführten Königs ist namentlich Z. 4; denn statt aus Reichsfürsten hatte derselbe seine Umgebung aus Edelleuten, besonders seit der Ermordung Ludwigs von Baiern, gebildet [1]).

Etwas früher gedichtet ist vielleicht Spr. I, 13 (II):

Nu ist das rîch und ouch diu lant vil gar
an junge herren komen.

Der junge Herr im Reich ist natürlich König Heinrich, und zwar seit der Zeit, da er selbständig zu regiereu anfieng, also seit 1229. Ein Jahr später starb zu San Germano Herzog Leopold von Oesterreich [2]), und wieder ein Jahr später wurde Ludwig von Baiern ermordet. Dass König Heinrich mannigfach Anlass zu Klagen gab, ist bekannt, und wie Herzog Friedrich, Leopolds Nachfolger, gleich zu Anfang seiner Regierung in Streit mit aller Welt gerieth, nicht minder. Herzog Otto von Baiern hingegen war gerade damals gut staufisch gesinnt, und hier könnte übergrosse Ehrfurcht vor dem Vater den Dichter etwas ungünstig gegen den Sohn gestimmt haben.

Räthselhaft und schwierig zu deuten ist Spr. I, 10, 3.

[1]) Schirrm. I, 181 ff.
[2]) Meiller reg. S. 147.

Die Annahme, es werde Pulver auf Viehweiden zur Vergiftung der Rinder gestreut, scheint ein im Mittelalter ziemlich verbreiteter Aberglaube gewesen zu sein, welcher besonders dann auftauchte, wenn unbekannte Krankheiten sich unter dem Viehstande einer Gegend bemerkbar machten; vgl. die commentarii de rebus Franciæ orientalis et episcopatus Wirceburgensis etc... auctore Joanne Georgio ab Eckhart; Tom II, S. 108 (LXXXVI); ebendort wird noch verwiesen auf die annales Einhardi Fuldensis ad annum 810 (Pertz mon. g. hist. I, p. 355). Bruder Wernher wendet nun natürlich dieses Vergiften der Rinder in bildlichem Sinne an zur Bezeichnung eines grossen plötzlich hereingebrochenen Verderbens. Von der Hagen denkt [1]) denkt an den bairisch-österreichischen Krieg von 1233 auf 1234 und die damalige Verwüstung eines Theiles von Oesterreich durch die Baiern [2]); es mag das richtig sein, da zu Z. 5 „der tiuvel brâhts ûȝ Beierlant“ am ehesten zu ergänzen ist „nach Oesterreich“. Die vier Thiere in Z. 11, moyn (?), irch, hirz, rint bezieht er auf die Wappen österreichischer Adelsgeschlechter; eine befriedigende Deutung derselben würde jedesfalls genaue Landeskenntniss erfordern und scheint einstweilen um so schwieriger, als der erste Name offenbar verderbt überliefert ist [3]). Das Erliegen der Ehrenpflüge würde sich ohne Zweifel auf Unzuverlässigkeit oder Feigheit österreichischer Herren beziehn;

---

[1]) Ms. IV, 520b.

[2]) Böhmer Wittelsb. Reg. S. 16.

[3]) Mehrere gräfliche und freiherrliche Familienwappen aus Oesterreich und Steiermark enthalten Rinder oder Böcke (Sibmacher, Neues Wappenbuch des h. röm. Reichs); allein damit ist noch wenig gewonnen.

selbst von den vieren, auf die man sich noch verlasse, sei einer wenigstens nicht ganz sicher.

Mehrere Sprüche Wernhers beziehen sich auf die Ereignisse von 1235 — 36, d. h. auf den Sturz König Heinrichs und Herzog Friedrichs des Streitbaren. Nach dem Sturze des Königs ist Spr. I, 1 (II) gedichtet, wo der in die Hände schlimmer Rathgeber gefallene Kaisersohn der von der Schlange im Paradies versuchten Eva verglichen wird. Mit dem „schalk“ (Z. 9) könnte am ehesten Anselm von Justingen gemeint sein, dessen unheilvoller Einfluss den König bis zu Unterhandlungen mit den Lombarden brachte [1]; Anselm war auch der einzige von Heinrichs Rathgebern, der sich nicht unterwarf und folglich auch keine Gnade erhielt [2]. Darum heisst es auch Z. 10, Beide, der junge König und sein Verführer hätten bitteres leiden müssen.

Auf Friedrich den Streitbaren ist wahrscheinlich Spr. I, 10 (II) zu beziehn, und zwar noch auf die ersten Jahre seiner Regierung. Friedrich machte sich damals durch gewaltthätiges und rücksichtsloses Benehmen vielfach verhasst und fand daher, als der Kaiser 1235 die Reichsacht über ihn verhängte, nirgends Hilfe. Deutlicher noch ist Spr. VI, 3 (II):

Swelch vürste nâch dem keiser gât
in dem gelîche, als er'n mit triuwe meine,
und ûf in prüevet valschen rât,
der hât sich z'im in wolves wîs gesellet.

Hier ist doch wohl Herzog Friedrich gemeint, welcher zu Ende

---

[1]) Schirrmacher I, 240.
[2]) Ebend. II, 320.

Mai 1235 nebst andern Fürsten den Kaiser zu Neumarkt in Steiermark begrüsste [1], während er ein Jahr früher eine zweideutige Haltung gegen denselben eingenommen [2]), ja schon 1231 dem Kaiser den Zuzug offen verweigert hatte [3]). Allerdings wird durch das Wort „swelch", welches dem lateinischen „si quis" entspricht, das Ganze als etwas allgemein giltiges hingestellt; es ist indess leicht begreiflich, dass Wernher seine Warnung etwas vorsichtig ausspricht und nicht mit dem Namen des betreffenden Fürsten herausplatzt. Schon unumwundener äussert er sich in zwei andern Sprüchen, welche erst nach des Herzogs Sturze gedichtet sind, und in welchem der Name desselben nicht mehr verschwiegen wird, VI, 2 und VI, 5 (II). Spr. VI, 2 berührt auf's neue das selbstverschuldete Unglück Friedrichs; der Herzog habe, in Streit mit auswärtigen Feinden begriffen, sich nicht durch Frieden im eigenen Lande sicher gestellt. Dass der Spruch erst nach der Katastrophe von 1236 gedichtet ist, geht aus Z. 5—6 hervor:

nû seht an den von Osterlant,
wie dem gelungen ist ze sînem teile.

Ebendasselbe gilt aber von Spr. VI, 5, wo es Z. 5 ff. heisst:

Wære aber ich herre in Osterlant,
ê ich verlür die guoten stat ze Wiene,
ich wolde ê rîten ûf den sant
ze Nüerenberc, dâ mich die liute erkanden;
mich diuhte an Mezzen nicht ze vil
ze rîten nâch des rîchen keisers hulden;

---

[1]) Ebend. I, S. 250.
[2]) Ebend. I, S. 243.
[3]) Ebend. II, 276.

der mir ze Trappen stieȝe ein zil,
das wolde ich holn, ê ich verlür zwei lant
von mînen schulden etc....

Wien war nämlich bei der Aechtung des Herzogs vom Kaiser zur Reichsstadt erklärt worden [1]). Der Dichter meint nun, Friedrich der Streitbare hätte den Weg zum Kaiser nicht scheuen sollen, um wieder in dessen Huld zu gelangen; er hätte ihn in Nürnberg aufsuchen sollen, wo derselbe vom 17. Juni bis Ende des Monats (1235) sich aufhielt [2]); ja selbst der äusserste Westen des Reichs, Metz in Lothringen, und der äusserste Süden, Trappen (Trapani) in Sicilien wäre nicht zu entlegen gewesen, wenn es sich um den Besitz oder Verlust der Erblande handelte. Die „zwei lant" sind natürlich die seit 1192 vereinigten Herzogthümer Oesterreich und Steiermark; Walther von der Vogelweide nennt sie ebenso zusammen (W. u. R. S. 35, Z. 15).

Weniger sicher, wenn auch nicht geradezu unwahrscheinlich ist es, dass auch Spr. I, 7 (II) sich auf das Unglück Herzog Friedrichs beziehe. Möglich wäre eine solche Beziehung freilich nicht, wenn der Spruch mit einem andern in der Jenaerhandschrift II, 25 (III) zu verbinden wäre [3]). In letzterm freilich könnten die Worte

„den man von jugent unȝ an sîn alter ie in
houbetsünden siht"

unmöglich auf den bei seinem Tode verhältnissmässig noch

---

1) Schirrmacher III. 7.
2) Böhmer reg. Fr. S. 161; 797—99.
3) Bartsch, Deutsche Liederdichter S. 174. 341.

jungen Herzog bezogen werden. Da aber das zuerst geschilderte Haus nach Z. 10 völlig zu Grunde gegangen ist, so kann der Dichter nicht in einem spätern Spruche von neuem Lobe desselben sprechen.

Aehnlich seinem Zeit- und Berufsgenossen Reinmar von Zweter ist auch Bruder Wernher im Laufe der Jahre von Kaiser Friedrich II abtrünnig geworden. Es ergiebt sich das ganz deutlich aus Spr. I, 4 (III):

Ein rehter bâbes solte vergeben
dem sünder sîne missetât,
ein rehter keiser solte rihten gar ân allen haȥ.
Sit daȥ ir reht niht rehte an stât,
des krenket sich ir beider leben.
Das zimet dem bâbese niht, Gat selbe gebôt ime das,
daȥ er tæte wider übele guot.
Nu wil diu übele mit der güete die Cristenheit versnîten.
Ein rehter bâbes der lieȥe dem keisære valschen muot,
er lieȥe ouch niht durch in die armen Cristen überrîten.
Wil er volenden sînen zorn, sô wirt ir beider schulde grôȥ;
süln wir dar under sîn verlorn, sô werdent si darumbe Lûcifers genôȥ.

Der Spruch stimmt im Ganzen zu Reinmar von Zweter Spr. 132 und mag auch um dieselbe Zeit gedichtet sein. Bruder Wern-

her scheint der Ansicht zu sein, dass zumal seit Innocenz IV Regierungsantritt von beiden Parteien gefehlt wurde, doch so, dass das grössere Unrecht auf des Kaisers Seite gesucht wird (Z. 7 und 9). Z. 10 gedenkt er der wild leidenschaftlichen Weise, in welcher namentlich in Italien der Krieg seit etwan 1245 geführt wurde. Jedesfalls ist der Spruch nach des Kaisers zweiter Excommunication (1239), wahrscheinlich jedoch vor seiner Absetzung auf dem Lyoner Concil von 1245 gedichtet.

Dagegen preist Bruder Wernher den jüngern Sohn Friedrichs II, König Konrad IV, Spr. V, 3 (II) und zwar um seiner Milde willen, die freilich ihm selber, dem Dichter, niemals zu Gute gekommen sei. Dass wirklich unter dem edlen Kaiserkinde Konrad und nicht etwan Heinrich zu verstehn ist, geht aus einem andern Spruche, I, 8 (II), hervor, in welchem der Verlust des milden und freigebigen Königs beklagt wird. Der zuerst erwähnte Spruch wird wohl in die Mitte von König Konrads Regierung (1237 — 1251) fallen; nicht zu früh, weil er sonst noch nicht Manchem sein Gut gemehrt hätte (Z. 10), und doch jedesfalls vor die Wahl Heinrich Raspes zum deutschen Könige (1246). Der andere Spruch sodann, in welchem der Undank so vieler Herren gegen den milden König gerügt wird, ist schwerlich vor 1251 gedichtet wegen der Schlusszeilen

si hânt in selben in den vuoȝ gestecket einen wessen dorn;
nû hinket, lieben herren, sît wir hân den milten künic vlorn.

Wirklich verlorn war doch König Konrad erst, als er nach der Niederlage bei Oppenheim und nach Verpfändung vieler Reichs-

güter Deutschland verliess [1]), um dasselbe nie wieder zu sehn. Beide Sprüche sind übrigens für die Beurtheilung des Königs nicht ohne Werth; denn dass Wernher, auch nachdem er Kaiser Friedrichs Sache aufgegeben hatte, noch für den Sohn desselben Partei nimmt, spricht gewiss nicht wenig zu dessen Gunsten. Offenbar hatten auch die Dichter jener Zeit ein ganz richtiges Vorgefühl, dass mit dem Sturze des staufischen Kaiserhauses auch der ihrer Kunst und ihres Standes unauflöslich verbunden war. In der Zeit des Zwischenreichs verwilderte der Adel von Jahr zu Jahr mehr und mit ihm natürlich auch Dichtkunst und Gesang; diejenigen aber, welche später in das Erbe der frühern Kaiser eintraten, hatten ganz andere Dinge vor Augen als die Pflege der ohnehin tief gesunkenen höfischen Dichtkunst. Man braucht nur die Klage des Meissners über Konradins Untergang oder Meister Stolles Spruch auf König Rudolf mit dem beständig wiederkehrenden „ern gît ouch niht“ zu lesen, und man wird leicht erkennen, dass der von Reinmar, Wernher u. a. angeschlagene Ton in den Dichtungen Späterer stäts nachklang.

Aus der Zeit des Zwischenreichs sodann, dessen Zerrissenheit Reinmar von Zweter zu einigen seiner kräftigsten und gehaltvollsten Sprüchen trieb, ist von Bruder Wernher nichts bestimmtes erhalten. Sei es, dass hier eine grössere Lücke in der Ueberlieferung anzunehmen ist, wofür allerdings Wernhers dichterische Fruchtbarkeit spricht, sei es, dass das nach Friedrichs des Streitbaren Tode (1246) namentlich über Oesterreich hereinbrechende Ungemach sein Herz ganz erfüllte und ihm

[1]) Raumer Hohenstaufen IV, S. 281.

den Blick für das Ganze trübte, jedesfalls fehlen deutliche Anspielungen auf das Zwischenreich, und wo sich wirkliche Klagen über die zunehmende Schwere der Zeit finden, hat der Dichter in der That bloss die österreichischen Zustände im Sinn; so z. B. Spr. I, 13 (III), namentlich von Z. 4 an:

Ach herre Got, dir sî geklaget,
daȝ triuwe unde êre in Osterrîch,
scham unde zuht, diu milte, tugent swindent,
das klage ich.
Ane twanc lât man die jungen wesen;
des vürhtent sie niht, daȝ sie ieman welle ûf
êre ziehen.

Wirklich war auch der Zustand jenes Landes gleich nach Friedrichs Tod ein überaus trauriger geworden; im Innern unaufhörliche Fehden, verbunden mit allgemeiner Sittenauflösung, und ringsum gierige Feinde, welche ihre Hände nach dem so schönen Herzogthum ausstreckten [1]).

Uebrigens muss Bruder Wernher in den letzten Regierungsjahren des Herzogs in einem bessern Verhältniss zu demselben gestanden oder wenigstens eine bessere Meinung von demselben gehabt haben als früher. Darauf weist ein zu Ehren desselben verfasster Spruch, welcher, zwanzig Jahre nach 1246 gedichtet, gerade dadurch bezeugt, wie lebhaft sich das Andenken an den letzten Babenberger im Herzen des Dichters erhielt. Spr. I, 12 (III) nämlich heisst es:

---

[1]) Lorenz, Deutsche Geschichte I, 73 ff.

Ich hân geklaget unt klag' es an
wol zweinzic jâr, ie baȥ unt baȥ,
unt muoȥ ouch an mîn ende klagen den
vürsten Friderîch.

Der Spruch ist ein bestimmtes Zeugniss dafür, dass Wernher noch im siebenten Jahrzehnt des dreizehnten Jahrhunderts gelebt und gedichtet hat. Lachmann glaubte zwar [1], es sei statt „zweinzic“ bloss „zwei“ zu lesen, und die dichterische Thätigkeit Bruder Wernhers sei demgemäss viel kürzer gewesen, als z. B. Von der Hagen annehme, der ihn in Absätzen fünfzig Jahre lang singen lasse. Allein abgesehn davon, dass durch Lachmanns Aenderung die Stelle in metrischer Beziehung verderbt wird, würde gewiss die Absicht des Dichters, das Andenken an den gefallenen Herzog als ein recht lange dauerndes zu schildern, bei bloss zwei Jahren schwerlich erreicht worden sein; wenn überhaupt Bruder Wernher seinen letzten Spruch schon 1248 gedichtet hätte, so würde sein ganzer Lebenslauf dadurch weit kürzer, als anderweitige Andeutungen in seinen Gedichten ihn darstellen. Natürlich wird auch bei zwanzig Jahren nicht anzunehmen sein, Bruder Wernher habe beständig den Fall Herzog Friedrichs beklagt; aber zeitweise, wenn die traurige Lage Oesterreichs besonders deutlich zu Tage trat, mochte die Erinnerung an den Letzten der Babenberger wohl in des Dichters Herz aufsteigen. Lachmanns Emendation scheint übrigens bisher keinen grossen Beifall gefunden zu haben, und die Neuern sind der überlieferten Lesart treu geblieben [2].

[1]) Lachmann a. a. O.

[2]) Wackernagel, Literaturgesch. § 71, 53. Gervinus, Deutsche Dichtung II, S. 17. Bartsch. Deutsche Liederdichter S. XLVI.

Wir besitzen jetzt noch in der Jenaerhandschrift einen Spruch Robins [1]), welcher, je nachdem er erklärt wird, ein sicheres Zeugniss dafür ist, dass Wernher bis gegen 1266 gedichtet hat; derselbe findet sich abgedruckt Ms. III, 31 b oder IV, 870 a:

Reimâr, mich riuwet sêre
dîn sin und ouch dîn tôt;
dû bist wol klagebære
durch dîne rîchen kunst.
Walther, dû bist von hinnen,
owê der selben nôt!
mit dînen wîsen sinnen,
du hête ouch herren gunst.
Stollen, den boc mit sange,
Nîtharden muoȝ ich klagen,
bruoder Wernheren lange,
der muoȝ uns wol behagen.
er hetzync (?) mit getwange
wol kunde guot bejagen.

Man hat bisher diese Stelle so erklärt, als ob Robin, den Tod so vieler Sänger beklagend, sich damit tröste, dass Bruder Wernher noch am Leben sei [2]); es musste jedoch in der betreffenden Zeile statt der überlieferten Lesart „Wirnern“ (Wernheren) „Wernhere“, statt des Accusativs der Nominativ gesetzt werden. Nun liesse sich allerdings denken, dass nach Analogie der in den vorhergehenden Zeilen stehenden Accusative ein

---

[1]) Nach Bartsch a. a. O. S. LI nicht identisch mit dem Rubin der Pariserhandschrift wegen des Reims sêre—bære.

[2]) Von der Hagen Ms. IV, 249 b. Bartsch, Deutsche Liederdichter S. L.

überflüssiges n sich an den Namen Wernhers angehängt hätte; in diesem Falle aber wäre für Bruder Wernhers Dichten bis 1266 ein unumstösslicher Beweis gefunden, weil er dann Reinmar von Zweter überlebt hätte [1]). Allein ohne Zweifel gehört das Adverb „lange“ zu dem Begriff „muoȝ ich klagen“, und dann ist natürlich der bisher angenommene Sinn dieser Stelle eine Unmöglichkeit; die Präsensbedeutung des Wortes „muoȝ“ kann die Annahme von Wernhers bereits erfolgtem Tode natürlich nicht hindern. Der ganze Spruch hat ohnediess den Zweck, verstorbene Dichter durch Klage um ihren Tod zu verherrlichen, und wahrscheinlich ist auch nach der Erwähnung Wernhers in den Worten „er hetzync“ ein solcher verborgen; hätte der Dichter nun wirklich beabsichtigt, einen unter den vielen angeführten Namen gleichsam zum Troste als noch lebend hervorzuheben, so hätte er das gewiss weit klarer und deutlicher gethan und nicht so, dass das Beibehalten oder Weglassen eines einzigen Buchstabs der Stelle einen ganz verschiedenen Sinn giebt. Da auch Z. 9 bei der Erwähnung Stolles an den Meister Stolle der Jenaerhandschrift zu denken ist und nicht an den bei Walther von der Vogelweide (W. u. R. S. 29, Z. 4) erwähnten, dessen dichterischer Beruf erst noch zu beweisen wäre, so wird die bisherige Deutung der Stelle auch hiedurch entkräftet; denn wie sollte nach allen übrigen Zeitumständen Bru-

---

[1]) Dass dieser und nicht der ältere Reinmar gemeint ist, folgere ich einmal aus den Worten »din sin«, dann überhaupt aus dem Umstande, dass der von Zweter bei den spätern Dichtern viel grössere Bedeutung hatte als sein älterer Namensgenosse; die Stellung vor Walther beweist dagegen nichts; sie findet sich bei Leopold Hornburg ebenso.

der Wernher den Meister Stolle überlebt haben, dessen bekannter Spruch auf Rudolf von Habsburg kaum schon am Krönungstage des Letztern ist gedichtet worden, während Bruder Wernher Rudolfs Wahl wohl so wenig als Reinmar von Zweter noch erlebt hat.

Aus dem Spruche Robins ergiebt sich mithin kein sicherer Beweis dafür, dass Bruder Wernher sein Klagelied auf den Herzog von Oesterreich um 1266 gedichtet hat; allein ich glaube, dass die oben (S. 101) dafür angeführten Beweise genügen; überdiess könnten die fünfzig Jahre mit ihren Absätzen einer einstweilen noch nicht besprochenen Frage zu Gute kommen. Der Schluss der besprochenen Strophe Wernhers enthält noch eine Mahnung zur Milde an König Ottokar:

vil werder künic ûʒ Bêheim laut, wiltû dich
gegen vîenden scharn,
sô hilf den biderben ûʒ Osterrîch, unt habe ûf
mir, dir mac nie missevarn.

Im Jahre 1265 nämlich brach Ottokar eine Menge adeliger Burgen in Oesterreich und Steiermark [1]), und diesem Streben des Königs nach unbeschränkter Herrschaft tritt der Dichter warnend und bittend entgegen. Dass sich der Dichter einer runden Zahl zu Liebe eine kleine Ungenauigkeit erlaubte und „zwanzig" statt „neunzehn" setzte, ist nicht auffallend; übrigens kann Ottokars Verfahren gegen den österreichischen Adel leicht längere Zeit gedauert haben.

Eine Beziehung auf die Königswahl des Grafen von Habsburg und auf Ottokars Untergang findet sich in Wernhers

---

[1]) Lorenz a. a. O. S. 251 ff.

Sprüchen nirgends. Ohne Zweifel aber hätte ein Dichter von Wernhers Art solche Ereignisse nicht mit Stillschweigen übergangen, wenn er überhaupt noch Augenzeuge gewesen wäre; spielt doch selbst der ältere Meissner, bei welchem sonst das politische Element weit mehr zurücktritt, auf das Verhältniss Rudolfs zu Ottokar an (Ms. III, S. 88a). Wahrscheinlich hat Bruder Wernher das Jahr 1273 nicht mehr erlebt. War er, wie oben (S. 77) angenommen wurde, kurz vor oder nach 1200 geboren, so wird er auch das Jahr 1270 schwerlich überlebt haben. Sein Leben war sonst schon ein ziemlich langes, und seine dichterische Thätigkeit erstreckte sich, wenn auch in dem überlieferten Stoff grössere Lücken bemerkbar sind, über nahezu fünf Jahrzehnte. Dass aber bei weitem nicht Alles auf uns gekommen ist, was Wernher gedichtet hat, leuchtet von selbst ein; er selbst spricht von seinem Dichten mehrmals in einer Weise, welche eine solche Annahme erheischt, sogar an Stellen, welche gar *nicht* zu seinen spätern Gedichten gehören.

Bei einigen andern Sprüchen mehr allgemeinen Inhalts ist es sicher, dass sie Wernhers höherm Alter angehören, wenn auch Jahr und Tag ihrer Entstehung nicht mehr zu ermitteln ist. So ein Spruch, welcher die Abnahme der Tugend in der Welt beklagt I, 15 (II), ferner I, 4 (II), wo das Weltgericht geschildert wird, letzteres namentlich eine Vorstellung, welche dem an der Schwelle des Greisenalters stehenden näher liegt als dem Jüngling. Auch die Stelle, an welcher Bruder Wernher von den vielen Ländern spricht, die er viele Jahre lang durchreist habe, mag ziemlich spät sein, IV, 4 (II). Namentlich deutlich ist II, 3 (II) am Schluss:

diu tageweide diu wil hin, der âbent sîget
vaste zuo;
swer rehte tuot, des sît gewis, deme kumt
ein liehter morgen vruo.

Oder Spr. V, 6 (III), Z. 4 u. ff.:

Nû ist des lanc, daȝ ich mich des von kin-
de vleiȝ
nâch al der werlde lône u. s. f. . . .

III.

Eine Charakteristik Bruder Wernhers wird sich am besten durch eine Vergleichung mit Reinmar von Zweter veranschaulichen lassen. Freilich ist keinem von beiden eine so glänzende Verherrlichung zu Theil geworden, wie sie ihr Vorgänger und Vorbild Walther von der Vogelweide in Gottfrieds Tristan (Spr. 121, Z. 33 ff. Massmann) erhalten hat. Gleichwohl beweisen die zahlreichen Anführungen zumal Reinmars, wie hoch auch sie in der Folgezeit gestellt wurden, oft gerade bei denjenigen, welche für die frühere Periode des eigentlichen Minnegesangs wenig Sinn hatten.

Der Grund von allem dem ist in der lehrhaften Richtung, dem Einkleiden der Lehre in Fabeln und Allegorien, oft sogar in dem nicht zu läugnenden Grübeln und dem apokalyptischen Tone zu suchen, in welchen die deutsche Lyrik im Laufe des dreizehnten und noch mehr des vierzehnten Jahrhunderts immer tiefer gerieth. Darum wurden z. B. blosse

Liederdichter wenig mehr beachtet, und von der ganzen grossen Sängerschaar des zwölften und beginnenden dreizehnten Jahrhunderts hat in der Jenaerhandschrift einzig Spervogel einen Platz gefunden [1]). Und selbst da, wo von Reinmar von Zweter die Rede ist, ist es sein Sinn, d. h. sein religiöses und lehrhaftes Dichten, welches gerühmt wird, nicht etwan die für uns unendlich werthvollern Sprüche politischen Inhalts, für welche längst kein Verständniss mehr vorhanden war; er habe den Glauben der Welt gemehrt, Christi Lob gesungen, er habe auch sonst allerlei Lehren in Gleichnissform aufgestellt, gerathen und abgemahnt, sagt z. B. Leopold Hornburg von Rotenburg an einer schon öfters erwähnten Stelle zu Reinmars Preise. Dass er auch die Verhältnisse von Kaiser und Pabst in den Bereich seiner Dichtung gezogen, dass er überhaupt ein vaterländischer Dichter im besten Sinne des Wortes war, erfährt man hier nicht. Ebendasselbe gilt aber auch von Bruder Wernher; auch an ihm wird bloss die lehrhafte Seite hervorgehoben, und da diese bei ihm weniger vorherrscht als bei Reinmar, so wird seiner überhaupt weit seltener gedacht. Derselbe Leopold Hornburg sagt von ihm „auch bruder Wernher der werlde vil getruwes riet.“ [2]).

Hält man nun aber die beiden Dichter gegen einander, so verdient Wernher in poetischer Hinsicht unstreitig den Vorzug. Am ähnlichsten sind sich die Beiden in den politischen Sprüchen, nd diese sind offenbar bei Reinmar die vorzüglichsten, während bei Wernher der Gegensatz zwischen ihnen und den

---

[1]) Wackernagel, Literaturgeschichte § 74, 29.
[2]) Ms. IV, 882 b.

übrigen minder scharf hervortritt. Wo Reinmar von Zweter auf andere Gebiete kommt, herrscht einmal das didaktische Element zu sehr vor, und andrerseits wiederholt er sich zu häufig. Schon in einzelnen, an und für sich theilweise ganz gelungenen Bildern, zeigt sich das; ich erinnere, um nur eines von den vielen hervorzuheben, an den Kranichhals und die Straussenaugen, die das eine Mal (Spr. 139) Kaiser Friedrich II, das andere Mal (Spr. 186 a) der Erzbischof von Mainz erhält; oder wenn (Spr. 186 b) die Ehrsucht des Mainzers und (Spr. 140) des Kaisers Ringen nach Recht und Gerechtigkeit dem Hunger eines nach Honig lüsternen Bären verglichen wird. Aber nicht nur in einzelnen Wendungen, auch im Inhalt ganzer Sprüche zeigt sich oft genug die Wiederholung derselben Stoffe, ganz entsprechend dem äussern Wiederkehren ein und derselben Strophenart. Ohne Zweifel aber war letztere für viele von Reinmars Sprüchen zu prunkvoll, und es würden sich manche seiner Lehren in der schlichten Form vierfüssiger Reimpaare, ähnlich der Bescheidenheit Freidanks oder Thomasins welschem Gast besser ausnehmen, weil Form und Inhalt dann besser zu einander passten, der letztere nicht hinter der erstern zurückbliebe. Auch eigentliche Spielereien, wie z. B. die mit den fünf Buchstaben des Namens „Maria" getriebenen (Spr. 238—242) oder das beständige „gelobt", mit welchem in Spr. 234 neun Zeilen nach einander beginnen, sind viel zu gesucht und geschraubt, als dass sie wirkliches Wohlgefallen erregen könnten. Dennoch ist nicht zu läugnen, dass Reinmar durch Reinheit der Sprache und des Versbaus, durch Schönheit mancher Bilder und Gedanken, besonders aber durch seinen edlen Sinn, durch sittliche Würde und männlichen Ernst, durch seine Liebe zum

Vaterland unter den Dichtern seines Jahrhunderts einen bedeutenden Platz einnimmt.

Höher steht in Bezug auf dichterischen Werth Bruder Wernher. Sein Hauptfehler ist ohne Zweifel eine hin und wieder zu weit gehende Tadelsucht, welche er übrigens selber keineswegs übersieht, für die er sogar nicht ohne Humor die Entschuldigung anbringt, ein Beichtiger habe sie ihm zur Busse für seine Sünden auferlegt, I, 11 (III). Minnelieder scheint Wernher niemals gedichtet zu haben; dennoch zeigt er an manchen Stellen, welche Naturschilderungen enthalten, Lebhaftigkeit, Anmuth und Kraft; ich hebe als Beispiel den Spruch hervor, in welchem das Abnehmen der Treue in der Welt durch erschreckende Zeichen in der Luft und am Himmel geschildert wird, II, 17 (III) [1]. Auch sonst finden sich bei ihm öfters der Natur, dem Leben der Thiere und Vögel abgelauschte Züge, Uebertragung menschlichen Bewusstseins auf niedrigere Geschöpfe — letzteres übrigens ein Zug, den Wernher mit vielen andern Dichtern jener Zeit theilt. Was man übrigens auch auf dieser Seite an ihm vermissen könnte, wird einmal ersetzt durch den Werth der politischen Sprüche, andrerseits durch ein gewisses Wohlgefallen am Leben und Treiben des Volkes, durch eine Einfachheit und Schlichtheit, welche sich nicht nur im Glanz der Fürstenhöfe sonnt, sondern welcher auch in den bescheidenern Verhältnissen des ländlichen

---

[1] Dem Spruche mit Von der Hagen ein bestimmtes Datum anzuweisen, kann ich mich nicht entschliessen; dazu ist die Schilderung zu allgemein gehalten, und man weiss nicht einmal, ob man an eine wirkliche Sonnenfinsterniss oder bloss an schlechtes Wetter zu denken hat.

Lebens wohl und behaglich zu Muthe ist. An Mannesernst und an sittlicher Kraft steht Wernher Walther und Reinmar kaum nach; eher erscheint beides noch verschärft durch die Scheltsucht des Dichters; doch sind ihm auch ruhigere, wehmüthige Stimmungen nicht fremd geblieben, wie sie z. B. in dem Spruche hervortreten, in welchem der Untergang König Konrads beklagt wird.

Beide Dichter, Reinmar von Zweter und Bruder Wernher, wären einige Jahrzehnte früher wohl noch bedeutender gewesen. Zu ihrer Zeit aber hatte sich der eigentliche Minnegesang schon zu sehr überlebt, um noch Neues und Selbständiges hervorzubringen; auch waren die Zeitverhältnisse dazu zu ernst und trüb geworden. Ein Ulrich von Lichtenstein oder die Dichter am Hofe König Heinrichs konnten freilich die Noth der Zeit vertändeln; aber ernstern und tiefern Naturen sagte das nicht zu. Da sie nun auch nicht Blumen aus den Gärten der Vorzeit lesen wollten, blieb ihnen wenig anderes übrig als einseitige Pflege der Spruchpoësie. Hierin aber haben sie, zumal Bruder Wernher, geleistet, was noch möglich war; wenn auch sie ihren Antheil hatten an dem Verfall der höfischen Kunst, so bleibt doch des Schätzenswerthen in ihren Dichtungen immer noch so viel, dass man das weniger Anziehende darüber vergessen kann.

IV. Bruder Wernher und Wernher der Gartenære.

Vgl. [1]) Meier Helmbrecht und seine Heimat v. Friedrich Keinz. München 1865. 8⁰.
[2]) Carl Schröder »Heimat und Dichter des Helmbrecht« in Pfeiffers Germania. Bd. X, S. 455—464.
[3]) Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffers Germania v. F. Keinz. München 1866. 8⁰.

Die bekannte Erzählung von Meier Helmbrecht ist abgedruckt a) in Haupts Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. IV, S. 318 ff., b) in der ersten der angeführten Keinzischen Schriften. Dass das Gedicht zwischen den Jahren 1234 und 1250 entstanden ist, ergiebt sich einmal aus V. 217, wo der Tod Neidharts von Reuenthal vorausgesetzt, andrerseits aus V. 411, wo der Kaiser (Friedrich II) als noch lebend erwähnt wird [1]); mithin fällt das Gedicht in die Lebenszeit Bruder Wernhers. Ungleich schwieriger ist die Frage nach den im Helmbrecht angeführten Persönlichkeiten; indess ergiebt sich aus einigen sprachlichen Merkmalen, namentlich aber aus den verdienstvollen Untersuchungen von Keinz mit ziemlicher Sicherheit, dass die Oertlichkeiten der Wiener Handschrift a, welche den Schauplatz der Erzählung nach Baiern verlegen, die ursprünglichen, die der Berliner b hingegen eine spätere Ueberarbeitung sind, hervorgegangen aus dem Bestreben eines Abschreibers, österreichische Namen an die Stelle der ursprünglichen bairischen zu setzen. Weit wichtiger ist indessen die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters; derselbe nennt sich bekanntlich V. 1934 Wernher der Gartenære. Da der Taufname mit dem

[1]) Haupts Zeitschr. IV, 321.

Bruder Wernhers genau übereinstimmt, so ist vor allen Dingen eine passende Erklärung des Namens „gartenære" nöthig.

Bekanntlich dienen von appellativen Substantiven oder von Verben abgeleitete persönliche Substantive auf ære (ahd. âri, ari, nhd. er) sehr häufig zur Bezeichnung eines Berufes. Daneben aber werden ebensolche namentlich zu Ortsnamen gebildet und bezeichnen dann den Bewohner des betreffenden Orts: Bernære, Mîssenære, Rômære, Ouwære, Tronegære u. a. m. Unter diese Klasse könnte auch Gartenære gerechnet werden, wobei man nur nicht mit Von der Hagen an das lombardische Garda, sondern an irgend einen süddeutschen Ort desselben Namens zu denken hätte. Vom etymologischen Standpunkte aus liesse sich gewiss nichts gegen diese Namenserklärung einwenden, wenn nicht die gründlichen Forschungen von Keinz eine andere, weiter unten zu besprechende, annehmbarer erscheinen liessen. Weniger richtig scheint hingegen die von Schröder [1]) nach Pfeiffers Vorgang [2]) angenommene Ableitung von einem Verbum „garten", welches die Bedeutung von „herumfahren, herumstreichen" hat. Ganz abgesehen davon, dass in diesem Falle das abgeleitete Wort eher „gartære" heissen würde, sind alle bei Schmeller angeführten Beispiele um Jahrhunderte jünger als Wernher der Gartenære. Es wird daher am besten sein, bei der von Keinz aufgestellten Ansicht zu bleiben und an einen der Klostergärtner des dem bairischen Schauplatze der Erzählung benachbarten Stiftes Ranshofen zu denken. Dieselben gehörten allerdings dem geistlichen Stande

---

[1]) a. a. Ort 461.
[2]) Kritik und Forschung. S. 17.

an, waren, nach dem Zeugniss vieler Leute jener Gegend Patres; es wäre indessen keineswegs undenkbar, dass auch blosse Laienbrüder ein solches Amt bekleidet hätten; Keinz beruft sich ohnediess nur auf die mündliche Tradition in der Umgegend, und diese lässt sich doch schwerlich als Beweis für entlegenere Jahrhunderte anführen. Auch die wissenschaftliche Bildung des Dichters, seine Bekanntschaft mit der Rolandssage, der deutschen Heldensage u. dgl. ist noch kein zwingender Beweis; denn diesen Grad von Gelehrsamkeit haben genug Dichter jener Zeit besessen, deren weltlicher Stand über jeden Zweifel erhaben ist. Auf der andern Seite schliessen freilich die im Grunde nicht sehr wichtigen schlüpfrigen Stellen des Gedichtes, sowie die in V. 849 ausgesprochene Aeusserung auch den geistlichen Stand des Verfassers nicht nothwendig aus [1]), und der Schwerpunkt der Untersuchung wird daher weniger in die Person Wernhers des Gärtners als in die Bruder Wernhers zu legen sein, d. h. es wird vor allem festzustellen sein, ob sich das Gedicht von Meier Helmbrecht mit den bisher aus den Sprüchen Bruder Wernhers gewonnenen Resultaten in Einklang bringen lässt oder nicht. Dass Keinz über diese Frage zu leicht hinweggegangen ist, lässt sich trotz seinen sonstigen Verdiensten um die Erklärung des Helmbrecht nicht in Abrede stellen, und mit dem Satze, ein rechtlicher armer Mann sei mehr werth als ein schlechter Adeliger, ist die von Schröder angeregte Frage noch keineswegs erledigt; es wird vielmehr nöthig sein, vorerst noch einmal zu untersuchen, ob die von Schröder

---

[1]) Zur Helmbrecht-Kritik S. 9.

gesammelten Parallelstellen der Art sind, dass aus ihnen auf die Identität beider Wernhere darf geschlossen werden.

Beiden Dichtern gemeinsam ist z. B. die Klage über Dürftigkeit (Helmbr. 847 ff., Ms. II, 233 b, III, 17 b, 18 a, 19 a), ferner die Klage über zunehmende Zuchtlosigkeit der Jugend (Ms. III, 12 b; im Helmbrecht hat der Dichter seine eigenen Ansichten dem Alten in den Mund gelegt); sodann die Werthschätzung der Menschen nach ihrem sittlichen Wandel und nicht nach ihrer äussern Stellung (Ms. IV, 1 Bd. II, Helmbr. 486—508), die Warnung vor Gier nach irdischen Gütern (Ms. III, 15 b, Helmbr. 1596 ff.); auch das von Bruder Wernher zweimal verwendete Bild des Blinden mahnt sehr lebhaft an das Schicksal des jungen Helmbrecht. Entscheidend aber sind namentlich diejenigen Verse, in welchen Bruder Wernher von seiner Kenntniss des ländlichen Lebens spricht, Ms. VI, 6 (II):

sô kenne ich ouch der dorfe deste mêre,
ich kan ouch deste baȥ gesagen,
wâ mit der man verliuset wirde und êre.

Das passt allerdings vortrefflich auf den Klostergärtner von Ranshofen, den sein Beruf oft in die Bauernhöfe der Umgegend führte [1]). Und nicht minder glaubt man Ms. IV, 2 (II) den jungen Helmbrecht gekennzeichnet zu finden, Z. 7 ff.:

ern' wil sich niender vüegen hin,
dâr er wol hôrte und iedoch von allem
rehte wære;

[1]) Meier Helmbrecht S. 14.

er wil sich zükken vür, daȝ heiȝe ich tôren sin;
kumt er ze hove, dâ seit er sîn lügelîchen maere.

Es sind das nur die bezeichnendsten Stellen der ganzen Strophe; im Grunde passt aber dieselbe ganz von Anfang bis zu Ende auf den im Helmbrecht geschilderten Bauernsohn (vgl. Helmbrecht 1007 ff.).

Wenn es sich darum handelt, den Verfasser eines mittelalterlichen Gedichts zu ermitteln oder namenlos überlieferte Gedichte schon bekannten Dichtern zuzuschreiben, bilden bekanntlich Wortvorrath und Reim ein nicht gering zu schätzendes Kriterium. Ersterer kann indessen in diesem Falle darum nicht entscheidend sein, weil die Sprüche Bruder Wernhers und der Helmbrecht zwei ganz verschiedenen Gattungen der Poësie, jene der höfischen Lyrik, dieser einer mehr volksmässigen Art Epik angehören. Letzterer enthält freilich eine nicht geringe Zahl sonst auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Literatur nirgends nachgewiesener Worte; allein es würde eine ganz vergebliche Arbeit sein, denselben bei Bruder Wernher nachzuspüren, weil der höfischen Poësie dergleichen mundartliche Ausdrücke schlechterdings nicht gestattet waren. Anders verhält es sich mit dem Reime. Wenn es möglich ist, nach vorausgegangener sorgfältiger Beobachtung des Reims die Echtheit oder Unechtheit mittelalterlicher Gedichte zu bestimmen [1]), ihre Zeit und Heimath festzustellen, namenlos Ueberliefertes an schon bekannte Namen zu knüpfen und andrerseits

---

[1]) Bartsch, Untersuchungen über das Nibelungenlied, S. 369 ff.

Untergeschobenes als solches zu erkennen, so kann der Reim auch für die hier zu behandelnde Frage nicht ohne Bedeutung sein. Nun reimen aber beide Wernhere mit grösster Genauigkeit, und die einzige Freiheit, welche sie sich gestatten, ist das Reimen von â auf a; vgl. Helmhr. 255—256, 585—586, 743—744, 851—852, 1129—1130, 1215—1216, 1547—1548, 1797—1798; Br. Wernh. I, 9 (II), IV, 2 (II), IV, 3 (II), I, 6 (III). Ausserdem findet sich bei Bruder Wernher noch î auf i gereimt: in | wîn V, 1 (III); ich vermuthe indess, in der Zeile „der mangel(t) unde wirfet sô gewalteclîch dar in“ sei „unde“ als Accusativ des weiblichen Substantivs „unde, ünde“ zu fassen, und dann ist natürlich „dar în“ zu schreiben; das t, welches Von der Hagen hinter das handschriftlich überlieferte „mangel“ gesetzt hat, ist in diesem Falle überflüssig, weil „mangel“ nicht eine entstellte Verbalform, sondern Substantiv und Subjekt des Satzes ist. Dagegen darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass sich im Helmbrecht in den Reimsylben allerlei entschieden bairisch-österreichische Formen finden, welche freilich von den Herausgebern hätten sollen im ganzen Gedichte durchgeführt werden. So reimt Z. 553—54 „bouwe“ auf „vrouwe“ und demgemäss müsste es auch Z. 819—20 heissen „Ouwer—gebouwer (die Handschrift a hat in der That „ower“). Aehnliche Reime auf ou statt des mittelhochdeutschen û finden sich Z. 413—14, 615—16, 625—26, 703—704, 1134—35, 1893—94; nach V. 1894 ist auch V. 17, 429, 1887 „houben | touben“ statt „hûben | tûben“ zu lesen. Ferner steht eu statt des gewöhnlichen iu V. 1656, wo „heut“ auf „ungefreut“ reimt. Fänden sich solche Formen ausschliesslich etwan in den Reden des alten Helmbrecht,

so könnte man annehmen, der Dichter habe sie demselben absichtlich in den Mund gelegt, um ihn als Baier von ächtem Schrot und Korn zu bezeichnen, wie der Sohn gerade umgekehrt sich durch sein „vlæmen“ einen höfischen Anstrich zu geben sucht. Ersteres ist aber keineswegs der Fall, und gerade V. 413—14 findet sich ou statt û in einer dem Sohne gehörenden Rede.

Umgekehrt finden sich bei Bruder Wernher einige entschieden mitteldeutsche Formen: gesên : vlên III, 5, 3—4 (III) statt „gesehen“ und „vlêhen“; gesên : jên III, 6, 1—2 (III) und V, 2, 3 und 6 (III). Es fragt sich indessen, ob diese Schreibweise nicht bloss dem Schreiber der Jenaerhandschrift zur Last fällt; Ms. II, 230a nämlich liest C. „in vremden landen vil gesehen“, während in J. gesên steht (Ms. III, S. 13 b). Jedesfalls sind die Abweichungen von der üblichen mittelhochdeutschen Sprache zu unbedeutend, als dass man aus ihnen ernstliche Einwendungen gegen des Dichters österreichische Herkunft entnehmen könnte.

Also zwei Dichter des Namens Wernher, zeitlich einander nahe stehend und auch in ihrer Anschauungsweise sich sehr verwandt, der eine Klostergärtner, bei dem andern wenigstens der Stand eines Laienbruders nicht unwahrscheinlich; es handelt sich offenbar noch darum, ob die österreichische Abstammung des Zweiten mit den bairischen Bezügen, welche das Gedicht des Ersten bietet, zu vereinbaren ist.

Dass Bruder Wernher seine frühesten Dichterjahre in Oesterreich zugebracht hat, und dass er auch in seinen letzten Jahren wieder dort sich aufhielt, ist nicht zu bezweifeln [1]; wenn er

[1] S. oben S. 76, 77.

aber den Helmbrecht wirklich gedichtet hat, muss er zu irgend einer Zeit seines Lebens in Baiern gelebt haben, und zwar längere Zeit, weil das Gedicht genaue Bekanntschaft mit der Sprache und den Sitten der darin vorkommenden Gegend voraussetzt. Wenn das oben (S. 93) besprochene räthselhafte Gedicht wirklich in die Zeit von 1233 auf 1234 fällt, so war Wernher damals noch in Oesterreich. Die nun folgenden Sprüche hingegen, welche die erste Katastrophe Friedrichs des Streitbaren behandeln, erfordern nicht nothwendig, dass ihr Verfasser in Oesterreich anwesend war, sondern bloss, dass er an den Schicksalen jenes Landes lebhaften Antheil nahm. Das konnte aber ein im Auslande lebender Oesterreicher ebenso gut als ein zu Hause gebliebener; ja man könnte sogar annehmen, gerade das Unglück des Herzogs habe damals den Dichter aus dem Lande getrieben. Wie dem auch sein mag, jedesfalls erfordert erst der zwanzig Jahre nach Herzog Friedrichs Tod gedichtete Spruch, dass Bruder Wernher wieder in Oesterreich war; denn Spr. I, 13 (III) ist doch zu unbestimmt gehalten, als dass man an ein bestimmtes Jahr denken dürfte, und vor 1250 wird er kaum gedichtet sein. Also ungefähr von 1235 bis gegen 1250 könnte Bruder Wernher ausserhalb Oesterreichs gelebt haben, und es entsteht jetzt die fernere Frage, ob es möglich war, dass er jene Zeit in einem Kloster zubrachte, und ob er in diesem Falle später nach Oesterreich zurückkehren konnte. Was zunächst die erste Frage anbetrifft, so spricht Wernhers Zuname „Bruder“ allerdings für ein solches Verhältniss (s. oben S. 80) und zwar in der Art, dass derselbe ein Laienbruder gewesen wäre. Hingegen innere Gründe, welche zur Unterstützung einer solchen Annahme dienen könn-

ten, fehlen gänzlich; es finden sich weder Sprüche bei Wernher, welche auf klöcterliches Leben hinweisen, noch hat derselbe in der Folgezeit den Gang der äussern Welt ausser Acht gelassen. Dagegen lässt sich jedoch einmal einwenden, dass Sprüche ersterer Art leicht können verloren gegangen sein, und dass andrerseits das Klosterleben Theilnahme an den Weltbegebenheiten nicht geradezu ausschloss, am allerwenigsten in einer Zeit, wo so oft über Hofmönche und Klosterritter geklagt wurde; gerade Wernher der Gartenære, der ja allem Anscheine nach im Kloster lebte, hat ein Gedicht verfasst, welches seinem Inhalte nach nichts weniger als klösterlich ist, welches im Gegentheil recht genaue Bekanntschaft mit Volksleben und Ritterleben voraussetzt. Rechnet man noch die oben besprochenen Aehnlichkeiten beider Wernhere hinzu, so steht von dieser Seite der Identität derselben nicht mehr viel im Wege. Das Kloster Ranshofen, in welchem Wernher der Gartenære lebte, war ein Stift regulierter Chorherren des heiligen Augustinus, und diese waren der Mutation unterworfen. Daher war es möglich, dass ein Klosterbruder von Ranshofen in spätern Jahren nach Oesterreich kam, vielleicht in ein dortiges Kloster desselben Ordens, vielleicht auch auf andere Weise; denn das darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass in einer so wild aufgeregten Zeit wie der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch bei Geistlichen oder Mönchen, noch viel eher aber bei blossen Laienbrüdern, manches vorkam, was zwar nicht gerade durch die betreffenden Ordensregeln gestattet war, was aber doch in Folge allgemeiner Sittenverwilderung möglich wurde.

Nach allem dem ist es durchaus nicht auffallend, wenn ein Dichter von der Art Bruder Wernhers, welcher in so vielen

einzelnen Sprüchen die Entartung der aufwachsenden Generation und die Unzufriedenheit der Leute mit ihrem Stande geisselt, auch in einem zusammenhangenden Gedichte von grösserm Umfang der Mitwelt ein recht abschreckendes Beispiel von Stolz und Selbstüberhebung vor Augen führt. Mit Recht macht daher Schröder geltend, dass auf dem viel betretenen und ausgetretenen Wege des Minnesangs und des schulmässigen Frauendiensts eine so wundersame Uebereinstimmung nicht befremden dürfte; unglaublich erscheine es dagegen, dass man auf dem schmalen dornigen Pfade ernster, lehrhafter, strafender und scheltender Poësie, der nur von Wenigen betreten wurde, zwei Dichtern von solcher Harmonie des Gedankens und Ausdrucks begegnen könne, welche noch dazu denselben Namen führten [1]).

Ob neuere Entdeckungen über Wernhers Person noch mehr Licht verbreiten werden, darf wohl bezweifelt werden. Einstweilen mag es, da völlige Gewissheit durch das vorliegende Material nicht zu erreichen ist, genügen, wenn wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit die Identität beider Wernhere kann behauptet werden.

---

[1]) Schröder a. a. O. S. 463.

Berichtigungen.

Seite 15, Zeile 11 lies „Zugleich fällt“ statt „Es fällt somit“.
- 19, - 11 freilich.
- 33, - 15 verweiset.
- 38, - 12 lies 1245, statt 1246.
- 61, - 17 streiche „Dichter“.
- 71, - 14 daz ist der gît.
- 97, - 15 Got.

